

1. Ursprünge

1.1 Nienetwil als Utopie und Ursprung

von Simon Meyer und David J. Krieger

Sehr geehrte Leserinnen und Leser,

wir freuen uns, Ihnen Material aus der ersten Ausgabe der Neuauflage der *Cahiers de recherches de Nienetwil* (CRN) jetzt in Buchform präsentieren zu dürfen. Diese Texte wurden zwischen dem Ersten und dem Zweiten Weltkrieg vom akademischen Verlag Haricot in Paris veröffentlicht. Die ursprünglichen Herausgeber, d'Aciei Arbogast I. und Amot Nussquammer sen. widmeten sich der Erforschung der längst vergessenen Kultur von Nienetwil. Warum Nienetwil? Nienetwil ist ein Ort, der nirgendwo ist, das heißt, er befindet sich an keinem bestimmten Ort. Das kann nur bedeuten, dass Nienetwil überall ist. Da Satelliten die Planeten umkreisen und jeden Ort auf der Erde sichtbar machen, gibt es natürlich keine unentdeckten Inseln oder vergessenen Bergtäler mehr, in denen Utopien zu finden wären. Heute ist eine Utopie nicht «woanders», sondern muss nirgendwo im Besonderen sein. Der einzige verbleibende utopische Raum ist daher überall. Wenn wir uns keine andere und bessere Welt für alle Menschen auf dieser Erde vorstellen können, dann kann der utopische Geist nicht überleben. Zu sagen, dass Nienetwil eine Utopie ist, bedeutet, dass Nienetwil in der heutigen globalen Netzwerkgesellschaft überall ist: bei uns, unter uns und um uns herum. Der Grund, warum es überall sein kann, liegt darin, dass es der Ursprung, der Anfang, die erste Kultur ist, aus der alle anderen seit Beginn der Geschichte und sogar schon davor hervorgegangen sind.

Im Laufe der Menschheitsgeschichte haben kulturelle Veränderungen stattgefunden, Eroberungen erfolgten und Imperien, Paläste und Tempel wurden erbaut, was alles zur Entwicklung dessen beigetragen hat, was wir als

«Zivilisation» bezeichnen. Heute scheinen wir an einem kritischen Wendepunkt dieser Entwicklung zu stehen. Entweder gelingt es uns, uns in Richtung einer globalen, friedlichen und nachhaltigen Zukunft zu bewegen, oder wir bleiben in den alten Gewohnheiten stecken, die zunehmend dysfunktional und destruktiv werden. In einer solchen Situation brauchen wir Visionen von einer besseren, anderen Welt. Diese Visionen haben immer die Form von Utopien angenommen. Utopien haben eine lange Geschichte: Immer, wenn eine Gesellschaft vor einer Krise oder an einem Wendepunkt steht, werden Utopien geschaffen und geteilt, um den Menschen Hoffnung, Orientierung und eine Vision für die Zukunft zu geben. Das ist die Idee hinter Nienetwil.

Nienetwil ist eine Utopie, die überall zu finden ist. Wenn jedoch etwas überall zu finden ist, müssen wir uns fragen, wie es dorthin gekommen ist. Die Antwort auf diese Frage lautet, dass Nienetwil die erste und ursprüngliche Kultur und Lebensweise der Menschheit repräsentiert. Tatsächlich reicht die Kultur von Nienetwil weiter zurück als die Entstehung des *Homo sapiens*. schließlich stellten unsere Vorfahren bereits Millionen von Jahren vor dem Erscheinen des *Homo sapiens* Steinwerkzeuge her. Für die antiken griechischen Philosophen waren die Ursprünge *arché*, die ersten Prinzipien, aus denen alle Dinge entstanden sind und die bestimmen, was sie sind und werden. In diesem Sinne liegen die Anfänge immer «vor» uns, im doppelten Sinne, dass sie sowohl zeitlich zuerst da waren als auch in der Zukunft vor uns liegen. Deshalb ist die Erforschung von Nienetwil nicht nur visionäre Geschichtsschreibung, sondern auch ein ehrgeiziger Versuch, die Zukunft zu entwerfen.

Wir, die Herausgeber, die sich mit Nienetwil befassen – zusammen mit Arbogast, Nussquammer, Miribal und anderen, deren Schriften erhalten geblieben und in diesem Buch veröffentlicht sind –, sehen es als unsere Pflicht an, die «Wahrheit» zu sagen. Utopia ist nicht nur Fiktion. Wir haben dieses Buch nicht geschrieben, um Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, Fantasien oder Unsinn zu erzählen. Humor und Unterhaltung sind natürlich erlaubt, aber wir meinen es in erster Linie ernst. Und wir hoffen auch, dass das, was wir in diesem Buch präsentieren, ernst genommen wird.

1.2 Was ist visionäre Geschichtsforschung?

von David J. Krieger

Wir alle kennen die historische Forschung, insbesondere unter dem Begriff «Geschichte». Wir betrachten Geschichte vielleicht als ein etwas langweiliges – und sicherlich nicht «visionäres» – Schulfach, das sich mit Nationen, Herrschern, Kriegen, Verträgen und wirtschaftlichen Entwicklungen befasst. Aber wir denken vielleicht auch an spannende, oft sehr dicke historische Romane, die die Geschichten gewöhnlicher Menschen aus der Vergangenheit erzählen. Was auch immer wir unter Geschichte und dem Studium der Vergangenheit verstehen, wir haben es mit etwas sehr Altem zu tun. Die alten Griechen schufen im 5. Jahrhundert v. Chr. die Geschichtsschreibung. Sie ersetzten mythologische und poetische Erzählungen, die seit Jahrtausenden üblich waren, durch eine neue Sichtweise auf die Vergangenheit.

Fakten und Visionen

Die Dichter und Mythenschöpfer der Antike konzentrierten sich nicht darauf, vergangene Ereignisse zu erforschen, sondern darauf, sich von den Musen inspirieren zu lassen oder Offenbarungen von Göttern oder Propheten zu empfangen. Selbst wenn Gedichte – wie Homers Ilias und Odyssee – auf vermeintlich historische Fakten Bezug nahmen, dienten diese Fakten lediglich dazu, die Heldentaten des Achilles und die schicksalhafte Verstrickung der Götter mit ihm und anderen Helden zu veranschaulichen. Dasselbe gilt für Odysseus in der Odyssee: Das Ziel war es, die vorbildlichen Eigenschaften des Helden durch weltliche und übernatürliche Ereignisse darzustellen. Mythologische Geschichten sollten offenbaren, was den Menschen wirklich ausmacht. Die Beschreibungen von Helden in der Poesie dienten nicht dazu, ein reales Ereignis aus der Vergangenheit darzustellen, sondern als «Vorbilder» dafür, wie wahre Menschen sein sollten. Mythologie und Poesie sollten keine tatsächlichen Ereignisse wiedergeben, da Fakten allein unbedeutend sind; sie brauchen eine «Vision», um Bedeutung und Wichtigkeit zu erlangen. Dasselbe gilt für das Alte Testament, wie zum Beispiel das Buch der Könige und die Chroniken, die, obwohl sie sich mit vermeintlich historischen Ereignissen befassen, in erster Linie dazu dienten, die großen Taten Gottes zu verkünden. Mythologische Geschichten werden eher von einer Vision als vom Bestreben angetrieben, aufzudecken, was «wirklich» geschehen ist. Daher sind Mytho-

logie und Poesie «visionäre» Geschichten der Vergangenheit, die nicht von der Sorge um historische Fakten getrieben sind.

Dies änderte sich mit Herodot im 5. Jahrhundert v. Chr., den Cicero als «Vater der Geschichte» (*pater historiae*) bezeichnete. Herodot verfasste die «Historien», in denen er den Aufstieg des Persischen Reiches schilderte und dabei ausführlich auf verschiedene Völker und deren Leben, Bräuche und Religionen einging. Der Schwerpunkt seiner «Forschung» lag nicht nur auf den Griechen und ihren Taten, sondern auch auf der gesamten damals bekannten Welt. Dieser Ansatz, der die westliche Geschichtsschreibung bis heute beeinflusst, wirft jedoch die grundlegende Frage aller historischen Forschung auf: Was soll aus der unendlichen Vielfalt von Ereignissen, Menschen, Taten, Bräuchen, Religionen, Gebäuden, Artefakten und vielem mehr ausgewählt und in die historische Erzählung aufgenommen werden? Dies wird als «Auswahlproblem» bezeichnet. Da es unmöglich ist, über alles zu berichten, müssen Historiker eine Auswahl treffen. Herodot selbst erklärt, warum er sich dafür entschieden hat, nur bestimmte Ereignisse zu erzählen und andere nicht. Er schreibt seine Geschichten, «damit die Taten der Menschen nicht mit der Zeit verloren gehen, damit die großen und bewundernswerten Taten nicht ohne Ruhm vergehen» (Herodot: *Proömium der Historien*).

Herodot befasste sich also nicht nur mit Fakten, sondern mit solchen, die «großartig und bewundernswert» waren und daher «Ruhm» verdienten. Was jedoch «großartig» und «bewundernswert» ist und was «Ruhm» verdient, ist nicht aus den Fakten selbst ersichtlich, sondern eine Bewertung, eine Interpretation, eine «Vision», die Historiker und ihr Publikum in die Fakten einbringen. Eine «Vision» leitet die Erforschung der Vergangenheit und hilft bei der Lösung des Problems, worauf man sich konzentrieren soll. Dieser Ansatz unterscheidet sich nicht wesentlich von dem Homers, der nur Heldentaten auswählte, um zu zeigen, was für ihn wichtig und bedeutungsvoll war. Die Geschichtsschreibung scheint somit in einem Dilemma gefangen zu sein: Entweder man recherchiert die Fakten und erhält am Ende eine verwirrende Fülle möglicherweise unbedeutender Ereignisse, oder man lässt sich bei der Erforschung der Vergangenheit von einer Vision leiten, die entscheidet, was wichtig und bedeutungsvoll ist und was nicht. Der spätantike Historiker Ammianus Marcellinus fasst dieses Problem zusammen, wenn er schreibt:

«Man fühlt sich beleidigt, wenn man auslässt, was der Kaiser bei Tisch gesagt hat, oder wenn man nicht erwähnt, warum einige einfache Soldaten unter den Fahnen bestraft wurden, oder weil man nicht über Ereignisse in kleinen

Burgen schweigen durfte ... Es gibt noch viele weitere solcher und ähnlicher Vorwürfe. Sie widersprechen jedoch den Regeln der Geschichtsschreibung, die nur die Höhepunkte der Ereignisse beschreiben und nicht die Details der unteren Sphären nachzeichnen. Denn wenn jemand diese untersuchen wollte, könnte er genauso gut hoffen, dass die unteilbaren Teilchen, die im leeren Raum schweben und die wir Griechen «Atome» nennen, gezählt werden könnten.» (Ammianus 26,1,1)

Gerade weil der Historiker nicht alle Atome und alle möglichen Kombinationen von Atomen im Universum zählen und nachzählen kann, muss er, wie Ammianus sagt, nur «die Höhepunkte» der Geschichte nacherzählen. Was jedoch die «Höhepunkte» sind, kann nur durch eine Vision ihrer Bedeutung und Signifikanz bestimmt werden. Als Fakten an sich sind alle gleich wichtig.

Die Schlussfolgerung ist klar: Jede Erforschung der Vergangenheit ist «visionär». Selbst wenn man sich eher auf Fakten als auf Mythologie konzentriert, spielt die Vision immer noch eine wichtige Rolle. Mit der Zeit wurde es wichtig, nicht nur bedeutende Fakten wiederzugeben, sondern auch die Visionen, die zu ihrer Entdeckung geführt haben. Je nach Vision werden unterschiedliche Fakten untersucht und aufgedeckt. Nicht nur jede Erforschung der Vergangenheit ist von Natur aus visionär, sondern auch die visionäre Erforschung der Vergangenheit hat ihre eigene Geschichte.

Die Geschichte der Visionen

Während die römische Geschichtsschreibung oft entweder die republikanische Ära oder die jeweiligen Kaiser verherrlichte, sahen christliche mittelalterliche Historiker Gottes Plan in allen historischen Ereignissen als offensichtlich an. Die Vergangenheit war nur insofern interessant, als sie die Wahrheit der christlichen Lehre und den Glauben an die Erlösung bestätigte. Dies änderte sich in der Neuzeit, als sich der Fokus auf den Menschen verlagerte. Der Humanismus stellte den Menschen in den Mittelpunkt des Weltgeschehens: Nicht Gott, sondern der Mensch wird in historischen Fakten bezeugt.

Die säkularisierte, «aufgeklärte Moderne» interessierte sich für die Vergangenheit nur insoweit, als sie Ausdruck menschlicher Freiheit und Selbstbestimmung war. Die Vernunft ersetzt Gott als Ursprung und Ziel der Geschichte. Die Aufklärung des 18. Jahrhunderts forderte die Menschen auf, ihr Schicksal selbst in die Hand zu nehmen und mit ihrer angeborenen Vernunft die Welt aus der Dunkelheit religiöser Vorurteile ins Licht zu führen. Das abstrakte und mathematische Denken der Aufklärung konnte jedoch

die Romantiker des 19. Jahrhunderts nicht zufriedenstellen, die die Vielfalt und Einzigartigkeit verschiedener Zivilisationen und Kulturen schätzten. So wurde nach Hegels Ansicht die Vernunft zum Weltgeist, der durch die historische Dialektik über die Widersprüche innerhalb der Geschichte zur Vollkommenheit der Selbsterkenntnis des Geistes voranschreitet. Die Geschichte ermöglicht es dem Weltgeist, sich seiner selbst bewusst zu werden, und in dieser absoluten Erkenntnis findet sie ihr Ende.

Marx und Engels glaubten, dass es in der Industriegesellschaft des 19. Jahrhunderts kein zufriedenstellendes Ende der Geschichte gab, und interpretierten Hegels Ideen neu. Der Idealist Hegel inspirierte den Materialisten Marx. Marx und Engels fanden Beweise für die Gesetze des dialektischen Materialismus in historischen Fakten: Durch Klassenkampf und die unvermeidliche Revolution würde eine kommunistische Gesellschaft entstehen, und erst dann könnte das Ende der Geschichte mit Zuversicht verkündet werden. Der Rest Europas lehnte solche weltbeherrschenden und absolutistischen Visionen ab und bevorzugte stattdessen den Fortschritt durch Wissenschaft und eine freie Wirtschaft. Es wurde verkündet, dass der Einfluss des wissenschaftlichen Fortschritts, der Demokratie und des Kapitalismus im Laufe der Geschichte offensichtlich gewesen sei. Die Vorherrschaft Europas in der Welt im 19. Jahrhundert, auch Kolonialismus genannt, wurde als Mittel angesehen, um die Überlegenheit der europäischen Kultur zu demonstrieren und zu rechtfertigen. Die Ideen der Aufklärung, des Fortschritts, der Wissenschaft und der freien Marktwirtschaft prägten auch heute noch das Selbstverständnis des Westens und fördern die Ansicht, dass die «freie Welt» des modernen Westens den Höhepunkt der Menschheitsgeschichte darstellt. Leider erlitten viele dieser Visionen während der Weltkriege des 20. Jahrhunderts und der darauffolgenden Globalisierung einen Niedergang. Der Glaube an die Überlegenheit der europäischen Moderne ist endgültig zu Ende gegangen. Die Kernideen der westlichen Kultur haben sich in einem beispiellosen Akt der Selbstzerstörung aufgelöst.

Moderne Vorstellungen von westlicher Überlegenheit wurden durch postmoderne Kritik ersetzt. Die postmoderne «Dekonstruktion» zielte darauf ab, alle Visionen abzulehnen, indem sie ein Konzept der Visionslosigkeit propagierte, also die Sinnlosigkeit des Versuchs, in Fakten einen Sinn zu finden. Die Postmoderne «dekonstruierte» alle Ansprüche auf visionäre Bedeutung und ließ die Fakten für sich selbst sprechen, ohne eine übergeordnete Weltanschauung oder eine einheitliche Interpretation der Geschichte. Nachdem die Bedeutungslosigkeit der Fakten an sich so gründlich und schonungslos

aufgezeigt worden war, wurde klar, dass man sie interpretieren konnte, wie man wollte. Wenn die Fakten nicht für sich selbst «sprechen», «verpflichten» sie uns auch nicht zu irgendetwas. Die zynische Schlussfolgerung der post-modernen Kritik lautete: Wenn die Fakten an sich keine Bedeutung haben, müssen sie daher unseren Visionen dienen und können uns nicht zwingen, Dinge auf eine Weise zu denken oder zu sehen, die wir nicht wollen.

Die Post-Wahrheits-Ära, in der wir heute leben, reagiert auf die Postmoderne, indem sie paradoxerweise Fakten für irrelevant erklärt und nur Visionen wertschätzt. Wir sind in das Zeitalter der Fake News eingetreten. Politiker können jede Lüge verbreiten, solange die Menschen daran glauben und entsprechend wählen. Tatsächlich hat sich das, was die Sophisten über Politik behaupteten – dass Macht Recht schafft –, in den Bereich des Wissens verlagert und wird durch eine zynische politische Erkenntnistheorie gerechtfertigt.

In dieser seltsamen Situation, in der Fakten wie zu Zeiten Homers und der Propheten nur Visionen dienen, stellt sich die Frage nach der Utopie, das heißt, nach der richtigen Vision.

Post-Wahrheit und Utopie

In der heutigen Post-Wahrheits-Ära ist eine Tatsache nicht mehr das, was sie einmal war. Früher waren Tatsachen objektive Wahrheiten, frei von subjektiven Meinungen. Von den Menschen wurde erwartet, dass sie sich an die Fakten halten. Heute sind Fakten, ob zu Recht oder zu Unrecht, ob gut oder schlecht, untrennbar mit sozialen, politischen, religiösen und anderen Subjektivitäten verbunden. Greta Thunberg soll einmal auf die Frage, wie sie die USA im Vergleich zu Europa sehe, geantwortet haben, dass man in den USA entweder an den Klimawandel glaube oder nicht. In Europa, so sagte sie, sei er eine Tatsache. Aber selbst in Europa ist der Klimawandel eine Tatsache, deren Bedeutung unklar ist. Was genau verlangt diese Tatsache von uns? Das ist eine Frage, die diskutiert und ausgehandelt werden muss, und Verhandlungen werden immer von Interessen bestimmt, und Interessen werden letztlich von Visionen geprägt. Wenn die Fakten für sich selbst sprechen würden, müsste Greta Thunberg nicht auf die Straße gehen. Offensichtlich brauchen die Fakten jemanden, der für sie spricht. Ob in der Natur oder in der Kultur, die Wahrheit ist nicht mehr einfach da, objektiv gegeben und mit dem Anspruch, von allen akzeptiert zu werden. Die Wahrheit ist zu einer Verhandlungssache geworden. Und was verhandelt werden muss, ist nicht nur die Welt, wie sie ist, sondern auch die Welt, wie sie sein sollte.

Nach der postmodernen Dekonstruktion aller Visionen sind Visionen in der heutigen Post-Wahrheits-Ära zurückgekehrt und behaupten offen und ungeniert, die Fakten zu prägen. Die Auswüchse dieser Post-Wahrheits-Ära sind in der heutigen Politik und in den Medien, die voller Fake News und Clickbait sind, deutlich zu erkennen. Die Medien haben sich an eine «Aufmerksamkeitsökonomie» angepasst, in der Nachrichten danach definiert werden, was die Aufmerksamkeit der Zuschauer auf sich zieht oder Klicks generiert. Die Wahrheit spielt in den Medien und in der Politik keine bedeutende Rolle mehr – obwohl dies schon immer mehr oder weniger der Fall war. Stattdessen wurde die Wahrheit durch Filterblasen, Echokammern, Populismus, Identitätspolitik und eine verwirrende Mischung aus Verschwörungstheorien ersetzt. Wenn, wie Niklas Luhmann sagte, die Medien die «Selbstbeobachtung der Gesellschaft» sind, dann können wir nur mit Entsetzen in diesen Spiegel schauen und feststellen, dass wir uns jetzt als das Porträt Dorian Grays sehen. Wir sehen uns brutal in der Realität der Weltpolitik, der sozialen Spaltung, der wirtschaftlichen Kämpfe und des Konsumismus reflektiert. Aber wir haben immer noch die Wahl, wie wir uns im Spiegel der Vergangenheit sehen. Wenn Visionen die Fakten prägen, dann hängt alles davon ab, die richtige Vision zu haben. Das führt uns zum Konzept der «Utopie».

Utopien haben immer Visionen über Fakten gestellt, weil Utopisten glauben, dass Fakten anders sein können und sollten. Im Gegensatz zu Verschwörungstheorien und vielen Ideologien sind Utopien darauf ausgerichtet, die Regeln zu respektieren, die ihnen eine gewisse «Glaubwürdigkeit» verleihen. Da Utopien immer die Welt beschreiben, wie sie sein sollte, sollte diese Vision, auch wenn sie «frei» geschaffen wurde, dennoch «plausibel» sein. Die «Fakten», auf denen die utopische Vision beruht, könnten – so die Behauptung – tatsächlich geschehen sein oder in Zukunft geschehen. Interessanterweise müssen utopische Visionen glaubwürdig sein.

Alle Personen, denen Sie in diesem Buch begegnen werden, sind Kinder ihrer Zeit. D'Aciei Arbogast und sein Sohn Nomis Arbogast, Amot Nussquammer und sein Sohn Amot jun., Miribal Ciséan und andere sind Menschen, die sich in ihren Lebensumständen wirklich so verhalten, denken und fühlen, wie hier beschrieben, und die so gehandelt haben könnten, wie sie es tun. Alle archäologischen Funde zu Nienetwil, die im Kantonsmuseum Luzern aufbewahrt werden, könnten im wirklichen Leben entdeckt worden sein und werden vielleicht eines Tages tatsächlich gefunden werden.

Alles, was hier über Nienetwil gesagt wird, ist fest in der «Realität» verankert, basiert auf realen Erfahrungen, ist mit authentischen Elementen ver-

woben und somit sowohl glaubwürdig als auch glaubenswert. Eine utopische Vision muss nicht nur plausibel erscheinen, sondern auch glaubwürdig sein. Utopien sollten eine Welt entwerfen, die unser Vertrauen und unsere Hoffnungen verdient, sodass wir bereit sind, uns in irgendeiner Weise dafür einzusetzen, diese Welt Wirklichkeit werden zu lassen. Zur Verteidigung utopischer Fiktion muss gesagt werden, dass sie niemals reine «Erfindung» ist, sondern stets auf Geschichte, Traditionen und aktuellen Themen basiert. Diese bilden die Grundlage für utopische Darstellungen und beeinflussen deren Relevanz und Bedeutung für die Gesellschaft. Obwohl Utopien «nirgendwo» existieren, werden sie nicht aus dem Nichts geschaffen, sondern aus bestimmten sozialen und historischen Kontexten und von diesen angetrieben. Angesichts der heutigen Gesellschaft und der Welt behaupten wir in diesem Buch, dass es sinnvoll ist, an diese Utopie zu glauben und nicht an eine andere. Utopien sind die Antwort auf die Fragen, die sich eine Gesellschaft und ein bestimmter historischer Moment stellen: Wohin gehen wir? Was wird aus uns? Welche Zukunft wollen wir gestalten?

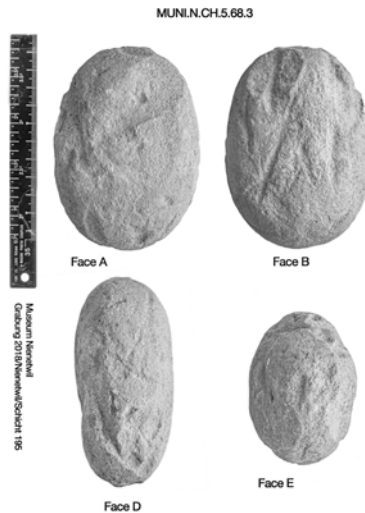
1.3 Fundbeschreibung und eine kleine Zeitreise in die Nienetwiler Kulturgeschichte

von Simon Meyer

Der Artikel beschreibt das Fundobjekt KMLU.N.CH.5.68.3 und führt uns in einer kleinen Zeitreise an den Anfang der Benennung von Werkzeugen und damit der Möglichkeit, Wissen zu kumulieren.

Kurz bevor wir im Herbst 2018 die Grabungsetappe Nienetwil/2 abschlossen, kam in Schicht 195 ein Stein zum Vorschein, der unsere Grabungsequipe in Feierlaune versetzte. Es handelte sich um einen ca. 11 × 8 × 5 cm großen, aus hartem, grobem graubraunen und über und über mit Gebrauchsspuren versetzten Sandstein. Die Schicht, in der er gefunden wurde, hatten wir schon zuvor auf ca. 3,6 Mio. Jahre vor unserer Zeit datiert.

Abb. 2: Wissenschaftliche 4-Seiten-Aufnahme des Objekts KMLU.N.CH.5.68.3



Der grobkörnige Stein hat, obwohl Sandstein, eine hohe Härte und ist von denen, die ihn benutzten, offenbar für Schleifarbeiten verwendet worden. Es sind zudem eindeutige Schlagspuren zu erkennen, deren natürliches Entstehen ausgeschlossen werden kann.

Wir hatten wirklich Grund zum Feiern, denn was uns da aus der Kiste mit der Aufschrift KMLU.N.CH.5.68.3 entgegenblinzelte, war um so viel mehr als nur ein Stein.

KMLU.N.CH.5.68.3: Zu dieser Fundbeschreibung würde nun natürlich noch die Typologisierung angehängt, Erklärungen zur Altersbestimmung der Gebrauchsspuren und zum Umgebungsmaterial sowie Analysen der im Umgebungsmaterial gefundenen versteinerten Pflanzen- und Knochenreste, und nicht zuletzt natürlich das geologische Gutachten, das ebenfalls angefertigt worden ist. Aber dies ist keine archäologische Fachzeitschrift, und wen es interessiert, der darf gerne beim Kantonsmuseum Luzern vorstellig werden.

Wir werden Sie, geneigte Leserin, geneigter Leser, lieber auf eine kleine Reise durch die Zeit und in eine Kultur entführen, damit Sie beim Betrachten dieses Geröll-Objekts in ähnliche Verzückung geraten können wie wir.

Stellen Sie sich vor, Sie reisen in der Zeit zurück. Weit zurück. Unglaublich weit zurück. Wir wissen nicht genau, wie weit es ist, aber KMLU.N.CH.5.68.3, bzw. die Gebrauchsspuren darauf, können auf ein Alter von etwa 3,6 Mio. Jahren datiert werden. Es gab also noch keine Medien, die verbreiten konnten, was nun geschah, aber das macht nichts, denn es wurde in all der Zeit nie vergessen.

Wir sehen vor uns ein fruchtbares Tal und eine Angehörige der Gattung *Homo nienetwilensis*. Nennen wir sie Tok. Tok also macht sich an einem Bachbett zu schaffen und fischt einen Stein aus dem Wasser. Sie packt den Stein mit der Hand, öffnet die andere Hand, in der sie einige Nüsse birgt und nun eine davon auf einen flachen Stein fallen lässt. Sie schaut die Nuss an und den Stein, so, wie sie das schon Dutzende Male gemacht hat, und schlägt mit dem Stein auf die Nuss, die nun zertrümmert auf dem flachen Fels liegt. Tok schaut ihren Stein bewundernd an, offensichtlich gefällt er ihr. Sie wirft die anderen Nüsse ebenfalls auf den Felsen und zerschlägt sie alle. Genüsslich pult sie das Essbare raus und verzehrt es. Während Tok so dasitzt und kaut, packt sie einen zweiten Stein. Er ist ebenfalls rund und liegt gut in der Hand. Offensichtlich um herauszufinden, ob ihr schöner Stein diesen neuen nun auch wie die Nüsse zerschmettern kann, schlägt sie mit Wucht darauf ein. «Tscheck» macht der Stein und Funken sprühen. Tok hebt den Kopf. «ck» macht sie, und sieht den Stein an. «ck».

Sie schlägt mit dem Stein erneut auf den anderen ein und wieder macht es «ck». Pure Freude ergreift Tok und herumhüpfend schlägt sie nun die beiden Steine gegeneinander und ruft «ck», «ck». Sie hatte begriffen.

Einen Monat später sehen wir einen anderen Hominiden, der einem Jungen einen runden Stein hinwirft. «ck», sagt er, und der Junge packt den Stein und öffnet ein paar Nüsse damit.

Was wir gesehen haben, ist der Urbeginn der intentionellen, nach überliefertem Wissen weitergegebenen und benannten Werkzeugnutzung. Wo bis dahin einfach ein Ast oder Stein als Hilfe, zum Beispiel für das Nüsseknacken, aufgehoben und nach der Arbeit wieder fallen gelassen und vergessen wurde, haben das Werkzeug und die damit verrichtete Arbeit nun einen Namen. Damit ist es möglich geworden, Wissen weiterzutragen und zu kumulieren. Der Werkzeug-Stein ist nun nicht mehr bloß ein Stein, er ist *ck*, und ebenso wird das Schlagen von Stein auf etwas anderes mit *ck* bezeichnet.

So hat – und auch das wird Tok nicht vergessen – der Mensch nicht nur das Objekt beeinflusst, sondern das Objekt auch den Menschen. In vielen Kulturen, wie etwa in der Nienetwiler Kultur, blieb diese Erkenntnis erhalten und prägt teils bis heute das Verhältnis vom Menschen zu dem, was ihn umgibt, als das Begreifen sich gegenseitig beeinflussender Individuen.

3,6 Millionen Jahre später ist aus dem *ck* ein *tek* geworden. Es bezeichnet nun nicht nur Arbeiten, die mit dem *chec*, also einem runden Stein, gemacht werden, sondern jede Form der Bearbeitung. Und viele Tausend Jahre später – über Athen prangte bereits die Akropolis – floss das Wort in die griechische Sprache ein und wurde dort zu *techne* und bedeutete Handwerk/Kunst.

Und nun verstehen Sie vielleicht, weshalb KMLU.N.CH.5.68.3 so viel Freude bereitet: weil er ein Zeuge jener Zeit ist, in der Tok einem Werkzeug einen Namen gab und damit den Weg zur Nienetwiler Kultur – und im weitesten Sinne zur Menschwerdung – ebnete.

1.4 Biografie von d'Aciei Arbogast I.

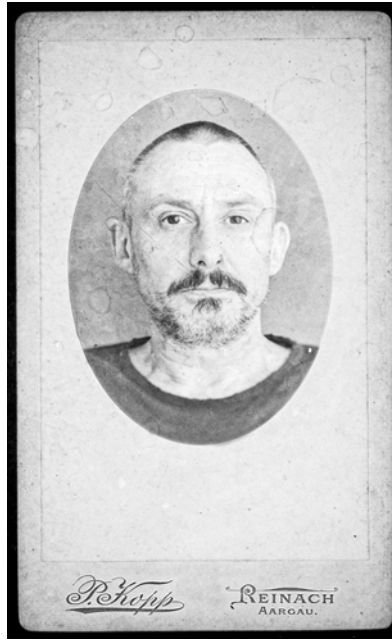
von Nomis Arbogast

(d'Aciei Arbogast, geboren am 30. März 1871, Grosswangen, verschollen im Juni 1969)

Über meinen Vater d'Aciei Arbogast zu berichten, ist nicht einfach. Um ehrlich zu sein, hatten wir ein etwas angespanntes Verhältnis. Das lag unter anderem daran, dass ich nicht bei ihm aufgewachsen bin. Meine Mutter starb an einer Lungenentzündung, als ich gerade einmal vier Jahre alt war. Da sich mein Vater nicht um mich kümmern konnte oder wollte, wurde ich von einer befreundeten Familie großgezogen. Da diese sesshaft waren, oder *schuri*, wie wir sagen, also «geschützt» lebende, hatten sie natürlich einen etwas anderen Lebenswandel als mein Vater, der bis zum Tag meiner Geburt nie einen festen Wohnort gekannt hat. Stets war er unterwegs und hat, mit Ausnahme des süd- und nordamerikanischen Kontinents, die ganze Welt bereist. Meine Ansichten über die Skandaj waren denn auch etwas anders als die seinen, und das hatte bei unseren gegenseitigen Besuchen jedes Mal hitzige Diskussionen zur Folge. Trotzdem liebte ich ihn, und wenn er mich nicht gerade mit seinen Weisheiten zuschüttete, war ich begierig, von seinen Reisen und all den Ländern zu erfahren. Wie auch immer: Meine Gefühle für meinen Vater sind zwiespältig und werden es wohl immer bleiben.

Einer der Hauptgründe war wohl, dass er seine Erzählungen, nach alter Skandaj Sitte, immer bis zum schieren Exzess ausschmückte, oder aber – und auch das kam vor – einfach nur Geschichten erzählte, die zwar irgendwo einen kleinen Kern Wahrheit enthielten, sonst aber hauptsächlich entweder der Belehrung, der Unterhaltung oder beidem dienten. Selten wusste ich, ob das, was er mir erzählte, wirklich wahr war oder erfunden. Erst viel später, als ich mit dem alten Amot sprach oder mit Miribal, mit anderen Bekannten und Freunden von ihm – und von denen gab es interessanterweise überall welche, und ich meine wirklich überall –, merkte ich, dass tatsächlich das meiste von dem, was er mir erzählte, stimmte. Wenn ich heute also über ihn berichte, schwingt in mir noch immer diese Skepsis bezüglich des Wahrheitsgehalts seiner Geschichten mit. Aber, und dank meines Alters kann ich das heute ruhig sagen, spielt das kaum eine Rolle: Wahrheit, Erfindung, Vergangenheit oder Gegenwart, alles mischt und beeinflusst einander so lange, bis letztlich quasi eine Essenz eines Lebens zutage gefördert wird, die uns, selbst wenn erfunden, wahrhaftig gegenübertritt.

*Abb. 3: Carte de Visite von d'Aciei Arbogast.
Fotograf: Peter Kopp, 1906*



Mein Vater war ein Skandaj, ein Nienetwiler, wenn ihr das so nennen wollt – und er war der Sohn eines Piraten und Politikers, eines Skandaj, der, wie mein Vater selbst, immer nur die Zukunft des Stammes im Kopf hatte. Er wurde in Grosswangen im Kanton Luzern in der Schweiz geboren, lebte dort aber nie, denn seine Mutter starb im Kindbett und sein Vater zog mit ihm nach Luzern. Da Hannes Meyer, wie sein Vater offiziell in den Urkunden hieß, wie die meisten Skandaj über große Sprachfertigkeiten verfügte, unterrichtete er in Luzern und konnte sich, dank seines politischen Einflusses, auch das eine oder andere leisten. So wuchs mein Vater die ersten dreizehn Jahre seines Lebens recht behütet auf. Das änderte sich 1884, als sein Vater verschwand. Es gibt verschiedene Gerüchte über sein Verschwinden, und selbst die Polizeiakten in den Archiven geben wenig her. Mein Vater erzählte mir einmal in etwas angetrunkenem Zustand, dass «es für den Alten Zeit war, zu verschwinden». Ich konnte und kann mit dieser Aussage bis heute nichts anfangen. Jedenfalls hatte es zur Folge, dass mein Vater in die Obhut der Familie Reidler kam – na-

türlich ebenfalls Skandaj, die, getarnt als Handelsreisende, durch halb Europa zogen. Natürlich handelten sie nicht mit Ware, denn es waren ja Skandaj, sondern sie sammelten Wissen und Fertigkeiten, die sie auf ihrer Reise an andere Skandaj weitergaben. Heute scheint mir, dass mein Vater diese Reise nie beendet hat.

Es würde natürlich zu weit führen, hier sein Leben in allen Einzelheiten zu erzählen. Es geht, so habe ich das von den Autoren dieser Publikation verstanden, ja mehr darum, zu erfahren wieso er stets so handelte, wie er es tat. Es ist daher unerlässlich, sein Leben in thematische Kapitel zu gliedern.

Sprache

Mein Vater war ein Sprachtalent sondergleichen. Es gab, jedenfalls wenn ich den Erzählungen Miribals und anderer seiner Freunde Glauben schenken will, wirklich niemanden, mit dem er sich nicht unterhalten konnte. Ob aus Afrika, Indien, dem Iran, China oder Griechenland, Russland, Schweden oder den Aborigines in Australien: Nach kurzer Zeit schon konnte er sich mit allen unterhalten. Und, ich möchte das besonders erwähnen, denn es scheint mir außerordentlich, selbst mit Basken, Finnen oder Ungarn fiel ihm das leicht. Dazu kam ein offensichtlich dermaßen jovialer Charakter, dass ihm auch jeder die Zeit gab, die er brauchte, um die jeweilige Sprache zu erlernen.

Die Sprache war für meinen Vater das wichtigste Werkzeug überhaupt. Was für einen Schmied der Hammer ist, war für meinen Vater die Sprache. Mit ihr gelang es ihm, all das zu erreichen, was er schließlich auch erreicht hat, nämlich das Erbe der Nienetwiler durch zwei Weltkriege in ein neues Jahrhundert zu retten.

Eine seiner wichtigsten «Schülerinnen» war seine Tochter Miribal. Ihre Mutter war zwar keine Skandaj, aber das tat ihrem Eifer, das Alaju und so viele andere Sprachen wie möglich zu erlernen, keinen Abbruch.

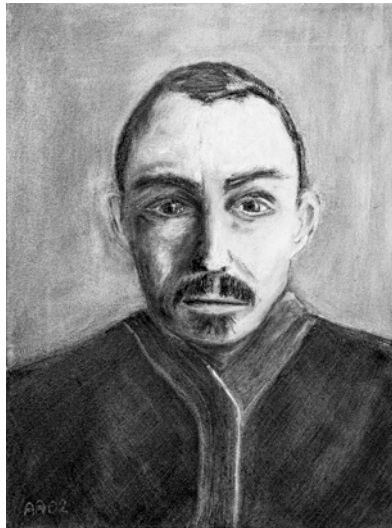
«Sprache ist der Spiegel der Seele und Barriere oder Schlüssel zur Welt!», pflegte Arbogast zu sagen. Er vertrat die Meinung, dass lange bevor irgend ein Hominide ein Wort hervorbrachte, bereits Sprache existiert hat. Nicht eine Sprache der Worte, sondern eine Sprache der Gesten. Und diese Gesten seien noch zu einem Großteil in den Handzeichen und der Körpersprache der Skandaj zu finden.

Auch forschte er zeit seines Lebens nach dem Ursprung der Sprachen, um die uralten Skandaj-Erzählungen, wonach das Skandaj die Mutter aller Sprachen sei, zu bestätigen oder diese These zu verwerfen. Bis zum Ende seines Lebens hat er nur Beweise für diese These gefunden.

Archäologie

Mit ebensolchem Enthusiasmus verfolgte Arbogast seine Forschungen nach dem Ursprung der Skandaj selbst. Hier wurde er vor allem von seinem Freund und Kollegen Amot Nussquammer unterstützt. Und obwohl die beiden das Fuder gewiss nicht immer auf demselben Wagen hatten, fanden sie doch stets wieder zusammen und brachten dieses Forschungsgebiet in ungeahnte Höhen.

*Abb. 4: Selbstporträt von d'Aciei Arbogast I.,
Öl auf Leinwand, Paris, 1902*



Kunst

Die Kunst war sicher nicht das große Talent meines Vaters, im Gegenteil: Er wurde nicht selten als absolut untalentierter Dilettant beschimpft. Dennoch befasste er sich mit ihr mit derselben Intensität, wie er das mit allem tat. Den Ursprung, Sinn und Zweck der Kunst zu ergründen war hier sein vorrangiges Ziel, und nicht, darin gut zu werden – was ihm mangels Talent denn auch niemals gelang.

Abenteurer und Lebemann

Mein Vater war ein Abenteurer, wie man ihn in den besten Groschenromanen finden kann. Er nahm einfach jede Herausforderung an, die ihm auf seinen Reisen begegnete. Er tauchte nach archäologischen Schätzen, drang tief in von Feinden besetztes Gebiet ein, um irgendwo einen Stein zu bergen, der zur Nienetwiler Kultur gehörte, er hatte so viele Liebschaften, dass jeder Seemann blass vor Neid geworden wäre. Er trank gerne, sang gerne, redete noch lieber und warf sich mit Inbrunst in jede Schlägerei, wenn es ein ehrbares Ziel zu verfolgen gab. Mein Vater kannte «mehr Leute als Gott», wie man sagt, und kam interessanterweise mit allen aus. Ich wünschte mir, er hätte mir dieses Talent vererbt! Mein Vater war ein Mensch, der den Krieg hasste, Gewalt ablehnte, und beides, wenn es sein musste, auch mit der Faust bekämpfte. Jedenfalls in jungen Jahren. Als er älter wurde, ließ er das sein und verfocht seine Ziele mit Diplomatie und einem strategischen Gespür, das ihm allerlei Freunde aus der Weltpolitik einbrachte.

Es ist wahrlich ein Jammer, dass er, mit all diesen Talenten gesegnet, ein dermaßen mittelmäßiger Vater war! Letztlich war er wohl einfach ein Getriebener, der alles, was er konnte, in die eine Sache investierte: Nienetwil.

Und mehr kann ich in dieser Kürze über ihn nicht berichten.

1871 Geboren

1889/90 Erste Grabung in Kairo

1891 In Luzern, und Grabungen im Umland

1894 Grabungen in Uppsala und Umland Helsinki, von da nach Kanada (Ankunft März 1895)

1895 Besuch der pochi'a Clans in Kanada

1898/99 Zweite Grabung in Ägypten

1901 Grabungen in Frankreich (Frühjahr) und Reise nach Österreich

1905/06 Grabungen im Umland von Beromünster (wohnt in der Löffelburg)

1912 Reise durch Nordeuropa

1913 Reise und Grabungen in Sibirien

1914 Japan

1914/15/16 China/Tibet/Indien

1616/17 Nordafrikareise mit den Petientlango'a

1920 Reise Italien

1922 Slowakei und Österreich

1924 Domizil in Paris und verschiedene Grabungen und Reisen durch Frank-

reich und Spanien

1930/31 Ausgrabungen in Pompeji und Etrurien

1935 Indien

1937 England/Irland

1939 Zürich und bis nach dem Zweiten Weltkrieg in der Schweiz

1950 Verschiedene Reisen durch Europa

1952 Reise nach Chicago zur Beerdigung von Amot Nussquammer sen.

1969 Verschwindet spurlos

1.5 Die Stellung des Handwerks und Werkzeugs in der Nienetwiler Kultur

2020 wurden im Nachlass Arbogast die Notizen zu einem Vortrag von d'Aciei Arbogast I. gefunden. Es ist nicht bekannt, wo er diesen hielt. In einer Randnotiz auf der ersten Seite steht «Begrüß. Walon?». Es ist daher möglich, dass er den Vortrag vor dem Collegium der Universität in Brüssel gehalten hat.

In dem Vortrag beschreibt Arbogast die Wichtigkeit des Handwerks in der Nienetwiler Kultur und welchen Bezug die Nienetwiler dazu haben.

D'Aciei Arbogast, 1897

Meine hochgeschätzten Kollegen

Die Nienetwiler Kultur ist ohne das Handwerk gar nicht denkbar. Der Homo nienetwilensis, wie ihn mein Kollege Nussquammer ab und an zu nennen pflegt, lebt ein vom modernen westlichen Menschen gänzlich verschiedenes Leben und die schöpferische Tätigkeit steht ihm am höchsten.

Es ist ja nicht unbekannt, dass ich selbst aus diesem Volk stamme, und es wird Sie daher nicht überraschen, wenn ich einige Aspekte unserer Kultur erkläre.

Als Charles Darwin vor zwanzig Jahren seine Theorie über die Abstammung des Menschen veröffentlichte, ging ein Aufschrei um die Welt. Es war ein schockierter Schrei, in dem Angst und Zorn mitschwangen. Wie konnte es dieser Brite wagen, uns mit Affen zu vergleichen?

In den Kreisen der Skandaj, also meines Volkes, war dagegen nichts dergleichen zu hören. Weshalb? Weil wir, im Gegensatz zu Ihnen, werte Anwesende, einen gänzlich anderen Bezug zur Welt haben. Wir sehen uns weder anderen Menschen noch Tieren noch Pflanzen noch Dingen überlegen. Sie alle sind wie wir einfache Akteure in einem ungeheuerlich großen und komplizierten Kosmos. Anders als der moderne Mensch sehen wir auch nicht den Verstand als das wichtigste Zeichen des Menschseins. Jedenfalls nicht so, wie Sie das verstehen. Der Verstand ist für uns kein in eine Knochenschale eingepferchtes und dort einer grauen Masse entspringendes Wunderwerk.

Der Verstand ist lediglich ein Werkzeug, das uns ermöglicht, etwas zu erledigen, was wir, sagen wir einmal, mit dem Gefühl oder dem Daumen oder

einer Wolke nicht tun können. Auch arbeitet unser Verstand anders. Nicht weil unser Hirn anders gebaut wäre, sondern weil wir aus einer anderen Kultur kommen. Sie sagen, dieser Tisch ist ein Tisch aus Holz, wir sagen, da hätte ich gerne mitgesungen, wobei singen bei uns nicht grundsätzlich eine musikalische Lautäußerung sein muss. Das Wort *skandi* (singen) bedeutet, wenn einer schöpferischen Tätigkeit nachgegangen wird, bei der wir mit dem Material, mit dem zusammen wir etwas erschaffen, in ein Zwiegespräch zu treten. Es ist quasi unser Geist, also das Zusammenkommen von Körper, Verstand und Gefühl, das sich auf ein gegenseitiges Beeinflussen einlässt und sich dabei bewusst ist, dass es nicht nur befähigt ist, ein Material zum Beispiel zu bearbeiten, sondern dass erstens dieses Bearbeiten unseren Geist verändert und zweitens das Bearbeitete sich verändert, während es auch uns verändert. Und da wir uns dessen bewusst sind und uns die Möglichkeiten, die uns das bietet, erfreuen, singen wir dann auch mit unserer Kehle.

Die Nienetwiler Kultur kann an den Anfang des vor einigen Jahren durch Eugène Dubois in «Paleontologische onderzoekingen op Java» klassifizierte Gattung *Homo erectus* zurückverfolgt werden. Aus diesem *Homo erectus* sind später verschiedene Arten entstanden, so etwa der Neandertaler und der *Homo sapiens*. Es ist eine leider noch weitgehend unbewiesene Theorie – die aber durch verschiedene Indizien als richtig gewertet werden darf –, dass sich im Lauf der Zeit ein Teil dieser Art abgespalten hat und sich zum *Homo nienetwilensis* entwickelte.

Sie hat sich körperlich gleich entwickelt wie der *Homo sapiens*, jedoch umweltbedingt gewisse Eigenarten ausgebildet, die sich aber nicht körperlich, sondern in ihrer Kultur niederschlug.

Unsere Art blieb also für gut zweihundertfünfzigtausend Jahre weitgehend für sich. Es gab zwar Austausch mit den anderen Arten, dieser kam aber erst in der letzten Eiszeit mit den Neandertalern, und später, als auch dieser sich in Zentraleuropa ansiedelte, mit dem *Homo sapiens* in Gange. Was immer die Anthropologie und die Archäologie noch zutage fördern wird und unabhängig davon, wie dann die «Familienverhältnisse» aussehen werden, eines ist unbestritten: Der *Homo nienetwilensis* hat all sein Wissen und all seine Fertigkeiten seit Anbeginn bis auf den heutigen Tag festgehalten und tradiert.

Seine Kultur unterscheidet sich in krasser Weise von der anderer Völker. So kennt er zum Beispiel keine Hierarchien und auch das Konzept Religion ist ihm gänzlich fremd.

Unser Verhältnis zur Welt ist dergestalt, dass wir nichts anhäufen wollen. Materieller Reichtum hat in unserer Sprache nicht einmal ein Wort. Auch se-

hen wir unsere Tätigkeiten, egal worum es sich handelt, jeweils, wie oben bereits erwähnt, als ein Singen, und Werkzeuge sind uns nicht einfach leblose Dinge, mit denen wir anderen leblosen Dingen eine Form aufzwingen, sondern sind vielmehr als Vermittler zwischen unserem Lied und dem Lied des Gegenübers zu verstehen. Dieser «Vermittler» zeigt uns die Möglichkeiten auf, die sich durch eine Zusammenarbeit von uns mit dem Gegenüber ergeben. Es wird sozusagen eine Sammlung an Möglichkeiten erstellt. Es muss hinzugefügt werden, dass auch die Hand, der Mund oder Geist, ja unser ganzes Selbst sowie das Selbst und Potenzial eines Selbst aller uns umgebenden Dinge als Vermittler gesehen werden, also als Teil einer Sammlung von Einflüssen und Möglichkeiten. Stehe ich also mit einem Stück Eisen an einem Amboss, so sind daran verschiedene Akteure beteiligt: Das Eisen ist in diesem Fall quasi der Hauptdarsteller, denn es hat ein Potenzial, das es vielleicht freigeben will, zum Beispiel das Potenzial, eine Axt zu werden.

Der Amboss, obwohl er still dasteht, ist hierbei keineswegs passiv, denn er verfügt, wie wir anderen Beteiligten, über viele Möglichkeiten, wie er mit uns in Interaktion treten kann. Der Hammer ist ebenfalls aktiv und ist ganz und gar nicht einfach ein in meiner Hand liegendes Ding, das woanders draufschlägt. Damit er sein Lied singen kann, müssen jedoch Amboss, Eisen, er und ich zusammen alle Möglichkeiten sammeln und einander vermitteln. Die Rolle des Schmiedes, also meine, besteht darin, die verschiedenen Möglichkeiten zu erkennen und für die Akteure zu sprechen, wo sie es nicht selber tun können. So formen wir gemeinsam aus einem Eisen eine Schaufel und haben in dieser Zeit vier neue Leben geschaffen, denn unsere alten sind mit diesem Lied vergangen und haben einem neuen, reicheren Platz gemacht.

In diesem Kontext ist leicht zu verstehen, dass wir auch das Handwerk weitgehend anders verstehen als der moderne westliche Mensch (von anderen kann ich nicht ausschließen, dass sie unser Begreifen teilen).

Das Erschaffen eines Objekts wird, wie meiner obigen Ausführung zu entnehmen ist, also nicht als ein rein technischer Akt oder ein schöpferischer Akt im Sinne der christlichen Lehre gesehen, sondern als ein sich miteinander dem Potenzial aller Beteiligten annäherndes Handeln, bei dem alle ihrer Sammlung neue Möglichkeiten hinzufügen können.

Interessanterweise gibt es im Alaju kein Wort für Handwerk. Es gibt das Tun, im Sinne von etwas erledigen, das wir *pat* nennen, oder es gibt das Wort *wep*, welches Sie im Wort «weben» wiederfinden und das bei uns so viel bedeutet wie «etwas, das mehr wird als die daran getane Arbeit», und wir haben das Wort *skandi*, welches das oben erläuterte Handeln ausdrückt. Es bedeutet «sin-

gen», aber auch «leuchten» und «Hand» zugleich und ist das Wort, nach dem wir uns selber benennen.

In diesem Zusammenhang ist es zwar nicht wichtig, aber ich will es dennoch ergänzend anmerken, dass wir mehrere verschiedene Namen für uns benutzen. Meinen wir unser Volk, also die ihm angehörenden Menschen, so sagen wir *skandaj*, meinen wir unser Volk als ein Gefäß für eine Idee oder Gesellschaftsform, dann sagen wir *tekaj*, was in etwa «die Zusammenführenden» bedeutet.

Die weitere Eigenbezeichnung *skai* ist kaum mehr geläufig. Sie ist eine Urform von *skanaj*, welche jedoch noch auf unsere Wurzel als mit Steinwerkzeug Arbeitende hindeutet.

Aber für Handwerk in dem Sinne, wie es in der deutschen Sprache verwendet wird, gibt es, obwohl es uns so wichtig ist, kein Wort.

Ich konnte Ihnen in diesem kurzen Abriss vielleicht eine Ahnung davon vermitteln, wie die Nienetwiler Kultur funktioniert und welchen Stellenwert das *skandi* bei uns hat. Es wäre mir eine Freude, wenn Sie etwas davon in Ihr Leben mitnehmen möchten und die Welt – wenn nicht völlig anders, doch wenigstens ein bisschen – belebter und spannender erleben würden.

AA, 87

(Abschrift aus Notiz KaLU N CH 1.16.1.jpg, 22.6.2020)

1.6 Biografie von Amot Nussquammer sen.

von David J. Krieger

Dieser Aufsatz befasst sich mit dem Leben und Werk des Anthropologen und Nienetwil-Forschers Amot Nussquammer sen. und beleuchtet die Motive seiner Forschung sowie seine Entwicklung als Wissenschaftler.

Amot Nussquammer sen. (1860–1952) war Anthropologe, Ethnograf und Philosoph. Er war mit Amalie Soppenweiler und Miribal Ciséan verheiratet und Vater von Amot Nussquammer jun.

Amot Nussquammer sen. ist vor allem für seine Beiträge zur Erforschung und Interpretation der Nienetwiler Kultur bekannt, die erstmals in den *Cahiers de recherches de Nienetwil* (CRN) dokumentiert wurde. Leider haben diese Aufzeichnungen den Zweiten Weltkrieg nicht überstanden und alles, was wir über Amot Nussquammer und seinen Beitrag zur Nienetwil-Forschung wissen, muss mühsam aus seinem Nachlass zusammengetragen werden. Es handelt sich dabei um die Briefe seines Sohnes A. Nussquammer jun. sowie die verbliebene Korrespondenz zwischen Nussquammer und d'Aciei Arbogast I., mit dem Nussquammer die CRN gründete und viele Jahre lang zusammenarbeitete. Zudem sind im Nachlass von Nussquammer und Arbogast zahlreiche Notizen, Manuskripte und Papiere verschiedener Art zu finden. Darüber hinaus stützen wir uns auf persönliche Mitteilungen von A. Nussquammer jun. und Miribal Ciséan, Nussquammers zweiter Frau, sowie an David Krieger, um Informationen über Nussquammers intellektuelle Entwicklung zu erhalten.

Da die Arbeit an der Durchsicht und Bearbeitung der zahlreichen schriftlichen Dokumente aus dem Nachlass von Nussquammer sen. noch nicht abgeschlossen ist, muss dieser Versuch einer intellektuellen Biografie vorläufig und fragmentarisch bleiben.

Abb. 5: Porträt von Amot Nussquammer sen. von d'Aciei Arbogast, 1882



Jugendzeit

Soweit wir wissen, ist Nussquammer nicht der richtige Familienname, da Amot seinen Namen von Jesuitenpriestern erhielt. Er wurde 1860 als Findelkind vor dem Tor eines Jesuitenklosters in Galicien, Spanien, gefunden. Da er mit seiner hellen Haut und seinen rötlichen Haaren germanisch aussah, gaben ihm die Priester den Namen Amot. Und weil er scheinbar aus dem Nichts aufgetaucht war, gaben sie ihm den Nachnamen Nussquammer, abgeleitet vom Lateinischen *quam* = nirgendwo. Die Jesuiten, insbesondere der junge Pater Ignacio Martes, der später Nussquammers Mentor werden sollte, unterrichteten Amot nicht nur im christlichen Glauben, sondern auch in den Naturwissenschaften. Der Grund dafür war, dass die Jesuiten nach der allgemeinen Restauration von 1814, die Papst Pius VII. in seiner Bulle *Sollicitudo omnium ecclesiarum* verfügt hatte, wie überall sonst auch in Spanien ungewöhnlich ehrgeizig Schulen und Forschungszentren gründeten.

Es scheint, dass Amot beabsichtigte, dem Jesuitenorden beizutreten und Priester zu werden. Diese Pläne wurden jedoch durchkreuzt, nachdem die Comtesse de Gravenour, eine Anhängerin des Marquis de Sade, eine schicksalhafte Nacht im Kloster verbringen musste. Die Comtesse und ihr Gefolge waren aufgrund eines Sturms gezwungen, im Kloster Zuflucht zu suchen. In dieser Nacht weihte die Comtesse den jungen und neugierigen Nussquammer in die Geheimnisse der Sinnlichkeit ein. Am nächsten Tag beschloss Nussquammer, dass das Zölibat nichts für ihn war, und bat seinen Mentor, Pater Ignacio, um die Erlaubnis, das Kloster zu verlassen und sein Studium im Ausland fortzusetzen. Pater Ignacio war ein weltgewandter und großzügiger Mann, von dem Nussquammer zeitlebens in den höchsten Tönen sprach, und er zeigte Verständnis für Nussquammers Wünsche. Durch seine Verbindungen an der Universität Freiburg i. Br. konnte er Nussquammer einen Studienplatz sichern. Mit großer Traurigkeit verließ Nussquammer das Kloster, das sein Zuhause und seine Familie gewesen waren, und reiste 1878 nach Deutschland, um Philosophie und Linguistik zu studieren.

Studienjahre

In Freiburg lernte Nussquammer Rudolf Martin kennen, mit dem er bis zu seinem Lebensende in Kontakt blieb. Martin schrieb einmal, dass Nussquammers »unglaubliche Sprachkenntnisse, seine Eloquenz und Fantasie wie ein Frühlingsmorgen in der Monotonie der steifen Umgebung der Universität Freiburg« waren.

Nach Abschluss seines Studiums im Jahr 1885 verfasste er seine Dissertation *Zwischen Francis Bacon und Thomas Hobbes – Eine ideologische Interpretation der Naturphilosophie aus der Perspektive des Wolffianismus*, die großes Lob erhielt. Leider ist das Werk nirgends auffindbar. Sein Freund Rudolf Martin, der sich selbst als Kantianer bezeichnete, erwähnte Nussquammer in den »Philosophischen Schriften der Universität Freiburg im Breisgau«, Ausgabe 2, 1886, ohne Näheres über ihn zu sagen.

Es war auch Martin, der Nussquammer, der überredete, nach München zu ziehen, um sich dem Institut für Anthropologie und Urgeschichte anzuschließen, das 1886 von Johannes Ranke neu eröffnet worden war. Beide begannen dort, Anthropologie zu studieren, und schlossen ihr Studium bei Ranke ab. Ranke empfand Nussquammers Dissertationsvorhaben mit dem Titel »Der Ursprung der Sprachenvielfalt aus der babylonischen Sprachverwirrung« als Beleidigung und zwang ihn, eine Arbeit mit dem Titel »Die Rundheit des Schädels des mitteleuropäischen Homo sapiens, eine Übersicht über alle stein-

zeitlichen Leichen und Knochen» zu schreiben. Nach Abschluss seines Studiums der Anthropologie und Urgeschichte im Jahr 1890 zog Nussquammer in die Schweiz, um in den Schweizer Alpen zu forschen.

Nienetwil-Forschung

In der Schweiz hörte Nussquammer erstmals von der umstrittenen Entdeckung einer sehr alten und wenig bekannten Kultur und ihrem Entdecker, d'Aciei Arbogast. Arbogast soll gesagt haben: «Hier verbirgt sich eine Kultur, die niemandem bekannt ist. Ich möchte wissenschaftlich untersuchen, was mein Herz bereits weiß: dass sie in Gefahr ist!» Aus verschiedenen Gründen konnte Nussquammer Arbogast zu diesem Zeitpunkt nicht treffen, da Arbogast oft auf Forschungsreisen unterwegs war. Er verließ daraufhin die Schweiz und reiste nach Frankreich, nach Berlin und nach Wien. In Wien trat er zusammen mit d'Aciei Arbogast im Hotel Kaiserhof auf. Dies war um 1892, da ein Porträt, das angeblich Nussquammer darstellt und Arbogast zugeschrieben wird, aus dieser Zeit stammt. Später kam es zu einem regen und oft kontroversen Briefwechsel zwischen den beiden. Nussquammer, der einerseits nach Beweisen für die Nienetwil Kultursuche und andererseits versuchte, die Religion in seine Forschungen einzubeziehen, geriet wiederholt mit seinem ungläubigen Freund Arbogast aneinander. Eine Anekdote aus dieser Zeit verdeutlicht die Spannungen zwischen den beiden. Nach einem besonders heftigen Streit rief Arbogast aus, Nussquammer sei kein Wissenschaftler, sondern ein Dichter, weil er Mythen mehr liebe als die Wahrheit. Nussquammer soll geantwortet haben, es sei besser, in alten Geschichten nach der Wahrheit zu suchen, als ein gottloser Mensch zu sein. Die beiden trennten sich im Zorn und sprachen monatelang nicht miteinander. Erst auf Druck des Herausgebers der CRN, Haricot, nahmen sie den Kontakt wieder auf und setzten ihre Zusammenarbeit fort.

Nussquammers erste Frau Amalie (geb. Soppenweiler), die er kurz nach Abschluss seines Studiums in München kennenlernte, hatte einen bedeutenden Einfluss auf seine Ideen. Amalie stammte aus einer wohlhabenden Kaufmannsfamilie in Lübeck und verschaffte Nussquammer die finanzielle Unterstützung, die er benötigte, um seinen wissenschaftlichen Interessen nachzugehen.

Da die Ehe kinderlos blieb, fand Amalie Trost in ihrer Liebe zu Tieren. Sie zogen aufs Land, wo Amalie einen privaten Zoo gründete. Sie kümmerte sich um viele Tiere, darunter auch Affen. Als Nussquammer beobachtete, wie die Tiere, insbesondere die Affen, miteinander «kommunizierten» – durch Laute

und Gesten –, kam Nussquammer zu der Überzeugung, dass auch Tiere ihre eigene «Sprache» hatten. Diese Idee wurde durch Darwins Schriften gestützt. Für Nussquammer stellte dies jedoch eine Herausforderung dar: Wie konnten Tiere eine Sprache haben, wenn Gott laut der Heiligen Schrift und vielen Linguisten nur den Menschen Sprache gegeben hatte? Aristoteles definierte den Menschen bekanntlich als das Tier, das Sprache hat, als *zoon logon echon*. Es schien klar, dass Gott Adam bei seiner Erschaffung die Sprache gegeben hatte. Also fragte sich Nussquammer, wie Tiere auch Sprache haben konnten und wie sich die menschliche Sprache, wie Darwin vermutete, über einen langen Zeitraum aus den Sprachen der Tiere entwickelt haben konnte.

Diese Fragen beschäftigten Nussquammer, bis er zufällig auf eine Antwort stieß. Nach seinem ersten Treffen mit Arbogast, bei dem sich die beiden recht gut verstanden – vor allem, weil Nussquammer sofort Interesse an Arbogasts Entdeckungen über eine Kultur namens «Nienetwil» zeigte –, begab sich Nussquammer auf eine Studienreise nach Indien. Er hatte bereits Sanskrit an der Universität Freiburg gelernt, aber die Sprache und Kultur der Hindus blieben für ihn geheimnisvoll und verborgen. Also beschloss er, nach Indien zu gehen, um die alte indische Sprache und Kultur zu studieren, erneut organisiert von seinem Mentor, Pater Ignacio, und unter der Leitung von Swami Davananda Saraswati in dessen Ashram in Mysore. Obwohl der Swami ein Sannyasin war und jeglichen Ritualismus ablehnte, respektierte er die alten brahmanischen Bräuche und Riten sehr. Diese waren wichtig für Menschen, die noch nicht bereit waren, sich dem Weg der Entsagung zu widmen. Das tägliche Leben im Ashram umfasste nicht nur Meditation und das Studium der Veden, sondern auch brahmanische Riten.

Von den Brahmanen lernte Nussquammer die alte indische Kosmologie kennen, in der Gott als Purusha («großer Mann») die Welt erschuf, indem er sich rituell zerstückelte und alle Lebewesen aus seinem Körper hervorgehen ließ. Diese Vorstellung, kombiniert mit der vedischen Lehre von der Einheit aller Wesen, gab Nussquammer die Antwort auf seine Fragen nach dem Ursprung der Sprache. Er argumentierte, dass es keinen Grund gab, warum Gott die göttliche Gabe der Sprache nur Adam und nicht allen Lebewesen zur Zeit der Schöpfung gegeben haben sollte. Sprache, wie auch das Bewusstsein – wie die Hindus glaubten – wohnt jedem Wesen inne, nur auf unterschiedliche Weise. Deshalb konnten die Tiere im Zoo Amalies kommunizieren. Und nach Darwins Evolutionstheorie könnte sich die menschliche Sprache aus der Sprache der Tiere entwickelt haben, die archäologischen Funden wie auch Darwins Theorie zufolge schon lange vor den Menschen existierte. Mit

dieser Überzeugung kehrte Nussquammer aus Indien zurück und nahm die Zusammenarbeit mit Arbogast über Nienetwil wieder auf. Die Zusammenarbeit zwischen Nussquammer und Arbogast sowie die Veröffentlichungen in den CRN sind an anderer Stelle dokumentiert und finden in gewissem Umfang auch in diesem Buch Erwähnung. Hier liegt der Schwerpunkt auf den wichtigsten Meilensteinen in Nussquammers intellektuellem Werdegang.

Auswanderung

Nachdem Amalie 1920 gestorben war, zog Nussquammer in eine Wohnung in Paris. Bald darauf zog er in die Schweiz, um Arbogast bei seinen Ausgrabungen zu helfen. 1940 fiel Frankreich Hitlers «Blitzkrieg» zum Opfer und die Lage in der Schweiz wurde instabil. Nussquammer beschloss, nach Amerika auszuwandern. Er war nicht allein, denn Miribal Ciséan, mit der er eine Liebesbeziehung hatte, war schwanger, und Nussquammer heiratete sie, um sie und das Kind vor den Zerstörungen des Krieges zu schützen. Im Archiv des Kantonsmuseums Luzern befindet sich eine Postkarte von Miribal Ciséan vom 6. Mai 1940 aus Paris: «Amot. Hitler steht vor der Tür. Ich komme in die Schweiz. Ich bin schwanger. Miribal.» Sie kamen 1940 in New York an und zogen später nach Illinois, wo sie sich in der Nähe von Chicago niederließen. Ihr Kind wurde 1941 geboren und nach seinem Vater ebenfalls Amot genannt. Miribal arbeitete während des Krieges als Übersetzer und lernte an der University of Illinois in Urbana-Champaign W. Ross Ashby, Heinz von Foerster und andere kennen, die sich für die aufkommende Wissenschaft der Kybernetik interessierten. Ein möglicher Einfluss kybernetischer Ideen auf Nussquammers späteres Werk lässt sich nicht ausschließen.

Amot Nussquammer starb 1952 im Alter von 92 Jahren.

Sein Sohn, Amot Nussquammer jun., studierte an der Universität Chicago bei Mircea Eliade und Paul Ricœur und setzte die Forschungen seines Vaters zu Nienetwil fort. In den 1980er-Jahren wanderte er nach Argentinien aus, wo er eine professionelle Tangotänzerin kennenlernte. Sie heirateten und zogen nach Rio de Janeiro, wo Nussquammer bis zu seinem Tod im Jahr 2011 gemeinsam mit seiner Frau eine der erfolgreichsten Sambaschulen leitete. Sein Sohn, der nun die Sambaschule leitet, erklärte sich bereit, die Unterlagen seines Vaters, die wertvolle Informationen über Nienetwil enthalten könnten, an David Krieger, einen Kollegen von Nussquammer an der University of Chicago, zu

übergeben. Nach Erhalt dieser Unterlagen kontaktierte Krieger Simon Meyer und das Kantonsmuseum Luzern, das den Nachlass von Arbogast verwaltet.

Damit ist dieser Versuch einer intellektuellen Biografie von A. Nussquammer sen. abgeschlossen. Da die Untersuchung verschiedener Dokumente noch nicht beendet ist, die Suche nach weiteren Aufzeichnungen und Zeugnissen fortgesetzt wird und die von Nussquammer jun. hinterlassenen Unterlagen schließlich unvollständig sind, ist davon auszugehen, dass diese Skizze von Nussquammers Leben in Zukunft überarbeitet, aktualisiert und korrigiert werden wird.

1.7 Einführung in die Nienetwil-Kultur

von Amot Nussquammer sen.

Nach dem Tod von Amot Nussquammer jun. (1941–2011) schickte sein Sohn X. M. I. Nussquammer auf Wunsch seines Vaters zwei Kisten mit Unterlagen, die die wissenschaftlichen Arbeiten seines Vaters und Großvaters A. Nussquammer Sr. (1860–1952) an David Krieger, einen Kommilitonen und Freund von Nussquammer jun. Unter diesen Papieren befand sich auch das Manuskript eines Vortrags, den Nussquammer sen. 1943 im British Museum in London, im Rahmen einer Sonderausstellung in den neu eröffneten Geologie-Galerien, gehalten hatte. Aus einer Notiz von Nussquammer erfahren wir, dass auch Aciel Arbogast eingeladen war, die Reise jedoch durch das vom Krieg zerrüttete Europa nicht riskieren konnte. Auch Großbritannien war vom Krieg betroffen. Trotz der Umstände war der Leiter der Abteilung, W. N. Edwards, sehr daran interessiert, einen kleinen Teil der Galerien für die Ausstellung zur Verfügung zu stellen, die Edwards als «experimentell» bezeichnete. Der Grund, warum Nussquammer, der erst zwei Jahre zuvor in die USA gezogen war und über 80 Jahre alt war, die Einladung annahm, lag wahrscheinlich darin, dass sich die Ausstellung auf drei neue Themen konzentrierte, die für ihn von großer Bedeutung waren. Diese Themen waren: 1) «Typen des frühen Menschen», in der verschiedene Arten der Gattung Homo, darunter Homo neanderthalensis und Homo nienetwilensis, vorgestellt wurden; 2) «Werkzeuge und Waffen der frühen Menschen» und 3) eine Ausstellung mit dem Titel «Der Mensch als Werkzeugmacher». Da Arbogast nicht an der Eröffnung teilnehmen konnte und Nussquammer, nebst Arbogast, die einzige Person war, die die Nienetwil-Forschung vertreten konnte, nahm er die beschwerliche Reise auf sich.

Neben Nussquammer hielten auch Kenneth P. Oakley und F. E. Zeuner kurze Vorträge auf der Veranstaltung. Einige Jahre nach der Ausstellung veröffentlichte Oakley ein Buch mit dem Titel «Man the Tool-Maker», das ihn bekannt machte. Er erwähnt darin zwar nicht den Einfluss von Arbogast und Nussquammer, doch deren Einfluss auf den Inhalt ist deutlich erkennbar. Soweit wir wissen, war der Vortrag in London der letzte öffentliche Vortrag von Nussquammer sen. Kurz nach seiner Rückkehr in die Vereinigten Staaten zog er sich aus dem öffentlichen Leben zurück und lehnte alle Einladungen zu ähnlichen Veranstaltungen ab. Da dieser Vortrag eine Zusammenfassung seines Lebenswerks darstellt und das Manuskript kurz und klar die Hauptgedanken der Nienetwiler Kultur behandelt, haben wir, die Herausgeber, beschlossen,

diesen Text in überarbeiteter Form in der ersten Ausgabe der neu erschienenen *Cahiers de recherches de Nienetwil* sowie in diesem Buch zu veröffentlichen.

Als Nussquammers Sohn, Amot Nussquammer jun., die wissenschaftliche Arbeit seines Vaters übernahm und fortsetzte, nutzte er dieses Manuskript offensichtlich auch als Grundlage für seine Lehrtätigkeit und für verschiedene Artikel, die er erfolglos in wissenschaftlichen Zeitschriften zu veröffentlichen versuchte. Dies geht aus den zahlreichen Anmerkungen und Überarbeitungen im Text hervor. Die wahren Autoren des Manuskripts sind daher gemeinsam A. Nussquammer sen. und A. Nussquammer jun. Verweise im Text auf Entdeckungen, Autoren und Ideen, die erst nach dem Tod von Nussquammer sen. im Jahr 1952 bekannt geworden sein können, deuten darauf hin, dass Nussquammer jun. ebenfalls Autor war. Ansonsten unterscheiden sich die Vorstellungen der beiden Nussquammer über die Grundstrukturen der Nienetwiler Kultur kaum.

In diesem Zusammenhang ist auch hervorzuheben, dass Nussquammer sen. stets in engem Kontakt mit d'Aciei Arbogast stand. Arbogast war es, der die Nienetwiler Kultur entdeckte und mit ihrer systematischen Erforschung begann. Der Text spiegelt die enge Zusammenarbeit zwischen Nussquammer und Arbogast über mehrere Jahrzehnte hinweg wider, sodass nicht davon ausgegangen werden kann, dass Nussquammer oder sein Sohn in jeder Hinsicht der alleinige Autor war. Nussquammer würdigt Arbogast ausdrücklich für zahlreiche Verweise auf archäologische Funde sowie für die Entdeckung und Dokumentation der Nienetwiler Sprache. Er betonte sowohl schriftlich als auch mündlich wiederholt seine Dankbarkeit gegenüber Arbogast.

Obwohl die Interpretation der Nienetwil-Kultur im Manuskript auf der Zusammenarbeit zwischen Nussquammer und Arbogast basiert, lässt sich nicht behaupten, dass die einzelnen Ideen, Perspektiven, Fragen und spezifischen Interpretationen der archäologischen Funde im Manuskript ausschließlich Arbogast zugeschrieben werden können. Im Gegenteil: Es ist bekannt, dass Nussquammer und Arbogast oft unterschiedlicher Meinung waren. Die Differenzen zwischen den beiden Wissenschaftlern erstreckten sich auf die korrekte Interpretation vieler Aspekte der Nienetwiler Kultur sowie auf die Bedeutung der Nienetwil-Forschung. Diese Differenzen standen jedoch ihrer jahrzehntelangen produktiven Zusammenarbeit bei der Veröffentlichung der CRN nicht im Wege. In diesem Zusammenhang ist anzumerken, dass Haricot, der Pariser Verleger der CRN, die Zusammenarbeit zwischen den beiden temperamentvollen Wissenschaftlern oft förderte.

Sein unermüdlicher Beitrag zur Nienetwil-Forschung soll an dieser Stelle ausdrücklich gewürdigt werden.

Mit der Entscheidung, Auszüge aus diesem Manuskript in überarbeiteter Form in diesem Buch zu veröffentlichen, wollen die Herausgeber nicht die einzelnen Quellen der Ideen hervorheben, sondern vielmehr die Ähnlichkeiten und Übereinstimmungen zwischen Nussquammer und Arbogast betonen, die unser heutiges Bild von Nienetwil maßgeblich prägen.

Darüber hinaus haben die Herausgeber beschlossen, nur Auszüge statt des gesamten Manuskripts zu veröffentlichen, um ein breiteres Publikum anzusprechen, da der Zustand des Textes, der viele unklare und teilweise sehr schwer lesbare Anmerkungen enthält, eine vollständige Veröffentlichung verhindert. Die hier vorgestellten Auszüge sollen lediglich die wesentlichen Aspekte der Nienetwiler Kultur aus der Sicht von Nussquammer vermitteln und zu weiteren vertiefenden Studien über Nienetwil anregen.

Die Herausgeber

Die grundlegende Erfahrung der Nienetwiler ist der Werkzeugbau

«Wenn wir uns von allem Stolz befreien könnten, wenn wir unsere Natur streng nach dem definieren würden, was uns die Geschichte und Vorgeschichte als konstante Merkmale des Menschen und seiner Intelligenz zeigen, dann würden wir uns vielleicht nicht Homo sapiens, sondern Homo faber nennen. Letztendlich ist Intelligenz, betrachtet unter dem Gesichtspunkt ihrer ursprünglichen Funktionsweise, die Fähigkeit, künstliche Objekte herzustellen, insbesondere Werkzeuge zur Herstellung von Werkzeugen, und deren Produktion endlos zu variieren.» (H. Bergson, Creative Evolution, 1911, 139)

«Werkzeuge sind nicht einfach leblose Gegenstände, mit denen wir anderen leblosen Gegenständen eine Form aufzwingen, sondern vielmehr als Vermittler zwischen unserem Lied und dem Lied unseres Gegenübers zu verstehen.» (Aus einem Vortrag von A. Arbogast, 1897)

Sehr geehrte Kolleginnen und Kollegen, meine Damen und Herren,

es ist keine Überraschung, dass Menschen und ihre Vorfahren Werkzeuge hergestellt haben. Was uns jedoch staunen lassen sollte, ist, was die Herstellung und Verwendung von Werkzeugen über die menschliche Natur verraten. Die Fähigkeit, Werkzeuge herzustellen und zu verwenden, unterscheidet

den Menschen von anderen Spezies. Diese Eigenschaft tauchte lange vor der Sprache in der Vorgeschichte des Menschen auf. Wenn Menschen laut Aristoteles Tiere mit Sprache sind, dann ist dieses Wesen ein direkter Nachfahre der Gattung Homo, den wir heute in dieser Ausstellung bewundern können. Hunderttausende von Jahren vor dem Erscheinen des Homo sapiens stellten unsere Vorfahren Werkzeuge her und benutzten sie auf eine Weise, wie es zuvor kein anderes Tier getan hatte. Daher verkörpern Werkzeuge das, was den Menschen einzigartig macht, und beeinflussen alles, was wir tun und vermögen, von der Antike bis heute. Es ist bemerkenswert, dass die Wissenschaft dem, was es wirklich bedeutet, ein Werkzeug herzustellen und zu benutzen, so wenig Aufmerksamkeit geschenkt hat. Das ist die Aufgabe, der wir uns heute in dieser Ausstellung widmen wollen. Im Namen von d'Aciei Arbogast, der heute nicht hier sein kann, möchte ich auch dem Kustos der Abteilung und dem British Museum dafür danken, dass sie uns diese Gelegenheit gegeben haben, über Nienetwil zu sprechen.

In der Nienetwiler Kultur werden Werkzeuge nicht als einfache «Dinge», also Objekte, betrachtet, sondern eher als «Vermittler». Nach unserem Kenntnisstand betrachteten die Nienetwiler Werkzeuge nicht als Objekte in dem Sinne, wie wir sie verstehen – also als etwas, das von einer Person benutzt wird, um auf etwas anderes einzuwirken, oder gar als Gegenstand eines erkennenden Subjekts. Für die Nienetwiler war beispielsweise ein Hammer kein Objekt, das durch bestimmte Handgriffe kausal und deterministisch Kraft auf einen anderen Gegenstand, etwa einen Nagel, überträgt. Der Hammer «schlägt» nicht einfach auf den Nagel, sondern «erschließt» oder «ermöglicht» dem Nagel, das zu sein, was er ist. Der Nagel existiert nur wegen des Hammers. Was könnte man ohne den Hammer mit einem Nagel anfangen? Umgekehrt erschließt der Nagel eine bestimmte Fähigkeit oder Eigenschaft des Hammers, die ohne ihn nicht existieren würde. Für Nienetwiler ermöglicht oder erschließt der Hammer den Nagel als Teil einer «Verbindung», einer «Sammlung» oder, wie man es auch nennen könnte, einer «Kollektive» von Mensch-Hammer-Nagel-Holz-Zweck. Der Hammer zeigt somit den Menschen als «Erbauer» von etwas, wobei der Nagel zusammen mit dem Holz Teil dessen ist, was gesammelt wurde, um diese Aufgabe zu erfüllen. Die Aufgabe ist lediglich eine Bezeichnung für die gesamte Sammlung von Entitäten wie Menschen, Hämmern, Nägeln und Holz (usw.), die gemeinsam einem Zweck oder einer Funktion dienen, für die sie zusammengetragen oder gesammelt wurden.

Basierend auf linguistischen Forschungen von Arbogast und Miribal Cis-éan zur Sprache Alaju, der Sprache der Nienetwiler, lautet der Begriff für Werkzeug in Nienetwil «*medh*» und bedeutet «in der Mitte zusammenkommen, vermitteln». Nach heutigem Verständnis ist *medh* ein Schlüsselbegriff in der Kultur der Nienetwiler, da er die Vermittlung zwischen Menschen und Nicht-Menschen bezeichnet, insbesondere im Zusammenhang mit der Verwendung von Werkzeugen und der damit verbundenen Sammlung von Möglichkeiten des Seins und des Zwecks. Wenn wir also über Werkzeuge aus der Vorgeschichte der Menschheit sprechen, meinen wir damit so etwas wie einen «Vermittler einer Sammlung» und müssen uns davor hüten, Werkzeuge nur als einfache Mittel zum Zweck zu interpretieren, wie es heute üblich ist.

Die Sichtweise Nienetwils, Werkzeuge als «Vermittler» zu betrachten, ist für das Verständnis der Nienetwiler Kultur von großer Bedeutung. Der Hand als Teil des menschlichen Körpers, der «greift» und «sammelt», kommt eine besondere Bedeutung zu. In der Nienetwiler Sprache Alaju ist die Wortfamilie *gadho*, *gauma*, *guma* (sammeln, verbinden, Ort des Sammelns, Zusammenkunft) und *helaran* (vermitteln) sehr wichtig. Darüber hinaus wurde das Sammeln als Hauptaktivität der Werkzeugnutzung und als grundlegender Vollzug des Lebens oder der Existenz angesehen.

Leben und Handeln bedeuten also, zusammenzufassen, zu sammeln und zusammenzustellen. Das Selbstverständnis der Nienetwiler unterscheidet sich somit grundlegend von dem der heutigen Gesellschaft, in der Menschen als autonome rationale Individuen verstanden werden. Nicht die Vernunft, wie bei den Griechen, oder die Seele, wie im Christentum, noch die Individualität, wie in moderner Zeit, definiert das Besondere am Menschen, sondern die Hand, die das wichtigste Organ für das Handeln in der Welt und das Sammeln ist.

Diese Interpretation der Nienetwiler Kultur basiert zum Teil auf archäologischen Funden, die über Jahrzehnte hinweg vor allem von A. Arbogast entdeckt wurden. Dazu gehören, wenig überraschend, verschiedene Darstellungen der Hand. Diese Darstellungen lassen nicht nur vermuten, dass die Hand für die Nienetwiler eine besondere Bedeutung hatte, sondern auch eine Verbindung zu ähnlichen Handdarstellungen in paläolithischen Höhlenmalereien in Spanien und anderen Orten weltweit. Dank der Nienetwiler gilt die Hand als die älteste bekannte Darstellung des Menschen.

Abb. 6: Cueva de las Manos, Río Pinturas



Symmetrie zwischen Menschen und Nicht-Menschen

Für die Nienetwiler gab es keinen grundlegenden Unterschied zwischen Menschen und Nicht-Menschen in ihrer Handlungsfähigkeit. Denn alles innerhalb einer Sammlung beeinflusst, offenbart und beteiligt sich aktiv an die Aktivität des Sammelns – sei es eine Hand, ein Hammer, ein Nagel, ein Stück Holz oder andere Gegenstände. Steine und Holz wurden wie Menschen als gleichwertig angesehen, als aktive Mitglieder einer Sammlung, und nicht als unabhängige Dinge oder als das, was die spätere Philosophie Substanz nannte. Dies spiegelt eine «symmetrische» Weltanschauung wider, d. h. eine Weltsicht ohne Hierarchien. Daher besteht eine grundlegende Gleichheit zwischen Menschen und Nicht-Menschen (wie Steinen, Wasser und Holz) in ihrer Fähigkeit zur Interaktion.

Für die Nienetwiler bedeutet «Handeln» immer «Vermitteln». Da alles existiert, weil es vermittelt, kommuniziert, an der Sammlung teilnimmt oder ein aktiver Teil einer Sammlung sein kann, können sie die Existenz nicht als abstrakte Präsenz oder bloße Objektivität erleben, sondern nur als partizipative Beteiligung. Für sie existiert nur das, was eine Wirkung hat – etwas, das etwas tut, eine «Stimme» erhebt und zeigt, was es tun oder wofür es verwendet werden kann. Tatsächlich wird die gesamte Welt aus ihrer Sicht

als «belebt» betrachtet, aber diese gängige Beschreibung traditioneller Völker kann irreführend sein, da sie oft die Vorstellung von einer «Seele» hervorruft. Es ist daher besser, von Symmetrie zwischen Menschen und Nicht-Menschen zu sprechen als von Animismus, da dies die Weltanschauung der Nienetwiler genauer widerspiegelt.

Diese symmetrische Sichtweise der Welt beeinflusst, wie die Nienetwiler Werkzeuge und Gegenstände wahrnehmen. Für die Nienetwiler werden Werkzeuge nicht im herkömmlichen Sinne von «Technologie» verstanden, da ein Artefakt, wie Aristoteles es definierte, etwas ist, das nicht aus sich selbst, sondern aus etwas anderem entsteht. Aus ihrer Sicht gibt es keine grundlegenden Unterschiede zwischen Menschen und Dingen hinsichtlich ihrer Fähigkeit, «Akteure» zu sein. Ein Akteur ist etwas, das eine «Stimme» hat und Beziehungen zu anderen Dingen und Menschen aufbauen kann. Da Werkzeuge keine «Werkzeuge» im herkömmlichen Sinne sind, werden sie eher als «Vermittler» angesehen. Leider handelt es sich hierbei um eine weitere irreführende Übersetzung des ursprünglichen Nienetwiler Begriffs. Die «Aufgabe» oder «Fähigkeit» aller Dinge und Menschen besteht darin, Verbindungen herzustellen, also zu «vermitteln» und somit zu sammeln.

Das heutige Interesse an der Nienetwiler Kultur lässt sich darauf zurückführen, dass viele Nienetwiler Erfahrungen und Ideen nach einer langen Zeit der Unbekanntheit und Vergessenheit in der modernen Welt wieder an Bedeutung gewinnen. Ein Beispiel dafür ist das wachsende Interesse an nicht hierarchischen Formen des kooperativen Handelns, etwa in verschiedenen gemeinschaftsorientierten Entwürfen für eine gerechte Gesellschaft, die weiterhin Menschen inspirieren, die Machtmissbrauch als typisch für hierarchische Gesellschaften ansehen. Die symmetrische Weltanschauung der Nienetwiler hat daher Auswirkungen auf ihre soziale Struktur. Sie lebten in relativ kleinen Gruppen von schätzungsweise nicht mehr als dreißig Personen und waren nicht in der Lage, militärische Strukturen aufzubauen oder große Gebäude zu errichten.

Alles ist mit allem verbunden

Aufgrund der symmetrischen Weltanschauung der Nienetwiler lässt sich ihre Sichtweise wie folgt zusammenfassen: Alles ist (oder könnte) mit allem anderen verbunden sein. Das bedeutet, dass das «Sammeln» keine inhärenten oder theoretischen (sondern tatsächlich praktische!) Grenzen hat und alle aktuellen und vergangenen Sammlungen als «vorläufig» betrachtet werden. Folglich

gibt es für die Nienetwiler keine absolute Wahrheit, da jede Wahrheit nur ein Spiegelbild einer vorübergehenden Sammlung ist, einer vorübergehenden und vergänglichen Form, in der Dinge zusammengetragen werden. Diese Weltanschauung ist eng mit ihrer Ablehnung von Hierarchien verbunden, die ihrer Meinung nach auf absoluten Wahrheiten beruhen, unabhängig davon, ob diese von Gott oder seinen irdischen Vertretern stammen.

Es stellt sich die Frage, was diese Weltanschauung für Nienetwil bedeutet.

Betrachten wir zunächst die Wirtschaft. Die Wirtschaft von Nienetwil wurde bisher nur selten untersucht, da die vorhandenen Erkenntnisse oft mehrdeutig, vage oder unklar sind. Begriffe in der Sprache von Nienetwil, die sich auf Produktion, Handel, Austausch, Markt und andere Aktivitäten beziehen, die wir heute als «Wirtschaft» bezeichnen, könnten genauer mit «Vermehrung» übersetzt werden. Das Wort «Vermehrung» bezieht sich zunächst auf das erfolgreiche Sammeln von Ressourcen. Das Sammeln als grundlegende Lebensaktivität führt natürlich zur Vermehrung oder Erweiterung der Sammlungen. Vermehrung bezieht sich jedoch nicht direkt auf das, was in der Kulturgeschichte typischerweise als «Austausch» verstanden wird. Das Konzept eines Marktes scheint den Nienetwilern fremd zu sein, da Vermehrung nicht als Tausch angesehen wird. Da aus Sicht der Nienetwiler alles miteinander verbunden ist (im Prinzip!), gab es möglicherweise kein Konzept von Gewinn oder Verlust, was darauf hindeutet, dass das Sammeln möglicherweise nicht zu einer Form der «Anhäufung» geführt hat. Selbst wenn Güter den Besitzer, besser gesagt «Nutzer», wechselten – was sicherlich häufig vorkam –, blieben sie als Mitglieder der Versammlung Teil des «Kollektivs», was das Gemeinschaftsgefühl der Nienetwiler widerspiegelt. Angesichts der grundlegenden Bedeutung des Sammelns ist es nicht verwunderlich, dass die Nienetwiler ihr Zusammenleben durch eine «Versammlung» regelten, in der alle Teilnehmenden, auch Nicht-Menschen, eine «Stimme» hatten.

Es kann davon ausgegangen werden, dass die Nienetwiler kein Eigentumsverständnis hatten; «etwas zu besitzen», wie beispielsweise Werkzeuge, sollte eher als «Verantwortung» denn als «Eigentum» betrachtet werden. Da die Nienetwiler keine moralischen Kodizes hatten und nur sogenannten «Faustregeln» folgten, können ihre Handelsbeziehungen als praktische Vereinbarungen über die Nutzung von Ressourcen angesehen werden. Unabhängig davon, wie man die Wirtschaft der Nienetwiler interpretiert, ist es wichtig, sich daran zu erinnern, dass alle Entscheidungen kollektiv getroffen wurden und in-

nerhalb der zeitlichen und räumlichen Grenzen der Versammlung getroffen werden mussten, eine Situation, die heute fast unvorstellbar ist. Kleine Gruppen können durch egalitäre Kommunikation effizient Entscheidungen treffen, aber größere Gruppen benötigen zu viel Raum und Zeit, damit alle zu Wort kommen und Konsens erzielen können.

Die Nienetwiler betrachteten ihr Zusammenleben und ihre Gesellschaft als «Sammlung», als eine Tätigkeit des «Sammelns»

Die Weltanschauung der Nienetwiler und ihre soziale Ordnung basieren auf etwas, das sich nicht genau in unsere Sprachen übersetzen lässt, aber als eine Art «Verhandlung» verstanden werden kann. Da es in der Kultur der Nienetwiler keinen Schöpfergott, König oder Herrscher gibt, werden alle Entscheidungen, die das Zusammenleben der Nienetwiler betreffen, durch Verhandlungen getroffen. Diese Verhandlungen finden im Rahmen einer «Versammlung» statt. Alle Menschen und Nicht-Menschen nehmen gleichberechtigt an der Versammlung teil und haben jeweils eine «Stimme». Die Versammlung bestimmt, wie alle Wesen miteinander verbunden sind. Sie regelt das Zusammenkommen durch Verhandlungen. Die Entscheidungen der Versammlung werden immer als reversibel und vorübergehend angesehen, da immer mehr zuvor unbekannte Teilnehmer – sowohl Menschen als auch Nicht-Menschen – auftauchen können und dies auch tun. Wie bereits erwähnt, wird die wichtigste «politische» und auch «wirtschaftliche» Aktivität der Nienetwiler als «Sammeln» bezeichnet.

Das Sammeln bezeichnet die grundlegende Handlungsfähigkeit aller Wesen und umfasst daher alles, was existiert. Die jeweilige Sammlung von Menschen und Nicht-Menschen wird als «Kollektiv» bezeichnet. Es ist wichtig zu beachten, dass das Konzept des «Sammelns» – das verwendet wird, um die Lebensweise der Nienetwiler zu beschreiben – nicht mit der gängigen Vorstellung vom Sammeln verwechselt werden sollte, die prähistorischen Jäger- und Sammlergesellschaften zugeschrieben wird. Für die Nienetwiler ist auch die Jagd eine Form des Sammelns, ebenso wie der Werkzeugbau. Sammeln ist der Oberbegriff für alles, was ein Nienetwiler tun kann. Weil Sammeln so viel wie Handeln bedeutet, impliziert diese Haltung immer etwas Moralisches, Normatives, und man könnte sogar sagen, etwas «Ethisches». Denn alles Handeln kann als entweder «gut» oder «schlecht» beurteilt werden. Das Sammeln kann dementsprechend zu einer Zunahme oder Abnahme der Kollektive führen. Es gilt zu beachten, dass es sich hier nicht bloß um eine quantitative Wertung

handelt, sondern auch um die Qualität des Sammelns. Wenn es in der Kultur der Nienetwiler etwas gibt, das man als Ethik bezeichnen könnte, dann ist es die inhärente Wertung, die alle Aktivitäten des Sammelns begleitet.

Fürsprecher oder Fragesteller

Dinge oder Nicht-Menschen werden in der Versammlung durch etwas vertreten, das wir nur ungenau und ungenügend als «Fürsprecher» oder «Fragesteller» bezeichnen können. Die Aufgabe dieser Fürsprecher oder Fragesteller besteht darin, die Nicht-Menschen so zu befragen, dass ihre Stimmen in der Versammlung gehört werden und sie an den Verhandlungen teilnehmen können. Es muss jedoch betont werden, dass diese Fürsprecher oder Fragesteller ausdrücklich nicht als «Vertreter» zu verstehen sind. Denn sie sollen die Dinge für sich selbst sprechen lassen und dürfen nicht in ihrem Namen sprechen. Das moderne Konzept der Repräsentation entspringt der Unmöglichkeit, in großen Versammlungen jedem das Wort zu erteilen.

Die sogenannte «repräsentative Demokratie» entsteht, wenn eine Bevölkerung zu groß ist, um direkt mitreden zu können, sodass andere im Namen des Volkes sprechen. Vertreter, wie wir den Begriff heute verstehen, sind Parteien, nicht die Menschen, über die sie eigentlich nur sehr wenig wissen. Ein Fürsprecher ist also jemand, der besonders begabt ist darin, die Dinge in der Versammlung so vorzuführen, dass sie selbst kundtun und sich zeigen, was sie sind oder was sie können. Vielleicht ist das, was heute dieser Fähigkeit am nächsten kommt, das eigentümliche Verhalten eines Naturforschers, der im Labor mittels komplizierter und aufwendiger Apparaturen die Dinge der Natur in besonderer Art und Weise zum Erscheinen bringen lässt. Es sind zwar die Dinge der Natur, die sich zeigen, wie sie wirklich sind, aber sie sind dazu vom Forscher auf diese höchst künstliche Art und Weise gebracht worden.

Die Methode, mit der Befürworter oder Fragesteller die Dinge für sich selbst sprechen ließen, bestand hauptsächlich in der Schaffung von Werkzeugen. Man könnte beispielsweise sagen, dass Galileos Teleskop ein solches Werkzeug war. Das Konzept eines Instruments, das die Dinge für sich selbst sprechen lässt und somit Interpretationen durch das Wort Gottes und die Aussagen sogenannter Autoritäten vermeidet, war zu Galileos Zeiten völlig in Vergessenheit geraten. Diese Idee ist jedoch tief in der Kultur von Nienetwil verwurzelt. Daher kann man davon ausgehen, dass das Teleskop in seiner wahren Bedeutung und Wirkung auf die Gesellschaft nur aufgrund des Fort-

bestehens der Ideen von Nienetwil in Europa während des Mittelalters und der frühen Neuzeit möglich war.

Verschiedene Erkenntnisse deuten darauf hin, dass es in der Frühphase der Entwicklung der Nienetwiler Kultur für jede Art von Ding – wie Steine, Holz, Berge, Wasser, Luft, Tiere, Pflanzen, große Dinge wie den Himmel (Galileo wäre hier ein Beispiel) und winzige Dinge, die man nicht sehen kann – einen «Fürsprecher» oder «Fragensteller» gab. Die grundlegende Offenheit gegenüber Vermittlern, die die Nienetwiler Kultur auszeichnet, bedeutet, dass jederzeit etwas Neues und Unerwartetes entstehen kann, das einen Fürsprecher benötigt. Es war die Aufgabe der Nienetwiler als Sammler, stets nach Verbindungen Ausschau zu halten und kontinuierlich neue Werkzeuge zu finden, die es immer mehr Nicht-Menschen ermöglichten, zu kommunizieren. Dies war der Kerngedanke hinter der «Vermehrung», die, wie oben erwähnt, ihren Lebenszweck definierte. Es erklärt auch, warum die Nienetwiler Kultur so konservativ war: Das Sammeln war ein sehr langsamer Prozess, und jede Sammlung dauerte nur eine kurze Zeit, sodass sich alle auf andere Aufgaben konzentrieren konnten.

Kreatives Sein

In der Sprache der Nienetwiler gibt es kein Wort für «Arbeit» im Sinne einer mit Bezahlung verbundenen Tätigkeit. Das Wort *scandi* bedeutet «Hand», steht aber auch für kreative Tätigkeit und wird auch für «singen», «klingen» und «verhandeln» verwendet. Für die Nienetwiler haben all diese Tätigkeiten dieselbe Bedeutung. Sie unterscheiden nicht zwischen Arbeit, Politik, Wirtschaft und anderen Tätigkeiten, da jede Handlung entweder ein gutes oder ein schlechtes Sammeln ist.

Alle Aktivitäten der Nienetwiler sind kreativ und können durch Kunst, Handwerk oder ähnliche Tätigkeiten erlebt werden (hierbei machen die Nienetwiler keinen Unterschied). Sie glaubten, so scheint es, dass diese Handlungen darauf abzielen, etwas zu einem Kollektiv zusammenzuführen, zwischen Dingen zu vermitteln, um mehr Wesen, mehr Erfahrungen und mehr Fähigkeiten zusammenzubringen. Es ist kein Zufall, dass das zuvor erwähnte Wort *scandi*, das diese Art von Aktivität bezeichnet, die Wörter «Hand» und «cantus» («singen») enthält.

Simulation, versteckte Beteiligung, unauffällige Einbindung

Die Ablehnung von Hierarchien und die Schaffung von Ordnung durch Verhandlungen in Versammlungen oder durch Zusammenkünfte nach «Faustregeln» bedeuteten zwangsläufig, dass die Siedlungen der Nienetwiler relativ klein blieben, da bei einer großen Anzahl von Menschen nicht jeder zu Wort kommen konnte und somit keine Entscheidungen getroffen worden wären. Darüber hinaus führte die Regel, dass jeder sprechen durfte und sollte, dazu, dass sich die Nienetwiler Kultur nur sehr langsam entwickelte, da es oft sehr schwierig war, geeignete Vermittler oder Werkzeuge zu finden oder zu erfinden, die es Nicht-Menschen ermöglichten, zu sprechen. Dies hinderte die Nienetwiler daran, größere Gruppen zu bilden. Sie waren daher nicht in der Lage, ein großes Heer zu organisieren und andere Gruppen durch Eroberungen oder Überfälle zu unterwerfen.

Während die Erfindung der Hierarchie einige Gruppen dazu veranlasste, die Nienetwiler Kultur zu verlassen und sich großen Reichen anzuschließen, die, wie wir wissen, als «Zivilisation» bezeichnet wurden und die Geschichte maßgeblich beeinflussten, blieben die Nienetwiler sehr konservativ und nahmen neue Lebensweisen nur langsam an. Die Nienetwiler beteiligten sich nicht an Eroberungen oder groß angelegten Bauprojekten, die die Unterwerfung einer großen Zahl von Menschen unter den Willen eines Herrschers oder Königs erforderten. Im Laufe der Zeit wirkte sich dies auf ihre Beziehungen zu anderen Völkern und Kulturen aus und führte dazu, dass sich die Nienetwiler aus den «historisch bedeutsamen» Eroberungen und dem Aufbau von Imperien der großen, hierarchisch organisierten Kulturen der Antike zurückzogen.

Stattdessen entwickelten die Nienetwiler eine Überlebensstrategie der «Simulation», der «versteckten Teilnahme» oder, wie man es auch nennen könnte, der «unauffälligen Beteiligung» an den großen Kulturen. Dies erklärt, warum die Archäologie bei der Erforschung der Nienetwiler vor großen Herausforderungen steht, da ihre Kultur hauptsächlich in den großen Kulturen der Menschheitsgeschichte versteckt, vergessen oder verschleiert zu finden ist. In gewisser Weise kann man sagen, dass wir alle Nienetwiler sind, nur dass unsere Ursprünge durch Tausende von Jahren dessen, was wir «Geschichte» nennen, überlagert und verschleiert wurden. Aber wie ich bereits erwähnt habe, meine Damen und Herren, liegen unsere Ursprünge nicht nur hinter uns, sondern auch vor uns in unserer Zukunft. Wir können viel über uns selbst von den Nienetwilern lernen. In diesen Zeiten des Krieges und des Chaos könnten

uns die Nienetwiler den Weg zu einer anderen und besseren Zukunft weisen. Das, meine Herren, ist die Vision, die die Vergangenheit für uns bereithält. Wer die Vergangenheit ohne eine Vision studiert, kann die Bedeutung der Fakten nicht wirklich verstehen.

Meine Damen und Herren, es war mir eine Ehre, vor Ihnen über die Nienetwiler Kultur zu sprechen.

1.8 Briefwechsel zwischen zwei Freunden und Streithähnen: Arbogast und Nussquammer

Die unten veröffentlichte Korrespondenz verdeutlicht besser als die meisten anderen Beispiele die manchmal tiefe Kluft zwischen Amot Nussquammer sen. und d'Aciei Arbogast I. Sie wird daher hier als Beispiel für andere hitzige Debatten zwischen den beiden Nienetwil-Forschern angeführt. Sie verdeutlicht auch Arbogasts Weltanschauung und klärt zumindest teilweise die Zusammenhänge zwischen der Nienetwiler Kultur und den Skandaj, die Arbogast als Nienetwil identifiziert hat. Das Datum dieser Briefe ist unbekannt, aber sie wurden wahrscheinlich in der zweiten Hälfte des Jahres 1951 geschrieben. (SM/DJK)

Lieber Arbogast,

hör auf, so zu tun, als wären Sie etwas Besonderes. Natürlich sind Sie ein Nienetwiler. Aber wir sind alle Nienetwiler! Nienetwil ist unser gemeinsamer Ursprung. Wenn nur Sie ein Nienetwiler wären oder Ihre Gruppe, die sich heimlich hinter verschlossenen Türen trifft und ihre eigene Sprache spricht, dann wäre Nienetwil nicht «nienet», sondern nur der Ort, an dem Sie und Ihre Gruppe euch trifft. Nienetwil ist, wie ich immer gesagt habe, überall und nicht nur bei Ihnen. Ich wäre Ihnen daher dankbar, wenn Sie meine Frau – ich weiß, sie ist auch Ihre Tochter – aus dieser Geheimniskrämerei und Esoterik heraushalten würden. Ich bitte Sie, wenn schon nicht um Ihres eigenen Seelenfriedens willen, dann wenigstens um unserer Familienharmonie willen, Ihre esoterischen Impulse im Zaum zu halten. Miri ist, wie Sie wissen, eine sensible Seele, die sich schnell für die verrücktesten Ideen begeistern kann. Jetzt spricht sie nur noch von Kybernetik, einer neuen Wissenschaft, die angeblich elektronischen Maschinen das Denken beibringen will. Unsinn! Kommen Sie also bitte auf den Boden der Tatsachen zurück und konzentrieren Sie Ihre Aufmerksamkeit auf das, was uns allen gehört, auf das, was wir gemeinsam haben, statt auf das, was uns trennt.

Ihr Nussquammer

(Das Originaldokument befindet sich im Nachlass von Nussquammer.)

Antwortschreiben von d'Aciei Arbogast I, 14. September 1951 (Dokumentensignatur: KM-LU.N.USA.1.3.56). Das Original dieser Abschrift befindet sich im Archiv des Kantonsmuseums Luzern.

Amot, alter Freund

Dein Brief hat mich erreicht.

Ich hoffe, Amerika gefällt Dir noch. Miribal hat mir mitgeteilt, dass es Dir schlecht geht. Das tut mir leid. Ich hoffe, Du alter Knacker machst jetzt nicht den Drehdichum? Würde Dir so passen, mich ebenso alten Knacker hier alleine zurückzulassen! Das hast Du ja schon mal gemacht und bist zu den Amerikanern geflohen. Ha, das hat sich jetzt gerächt, und Du hast Miribal geradewegs zu den Kybernetikern geführt. Miribal hat mir geschrieben, dass sie am Macy-Kongress als Übersetzerin tätig war. Die richtige Gesellschaft für sie. Julien Bigelow hat sie ja bereits von dessen Besuch her in Paris bei uns gekannt. Und den alten Janos Neumann ebenfalls. Und sie hat Dir also wirklich den Norbert Wiener mit nach Hause gebracht? Wenn meine Knochen nicht brechen würden, würde ich mich schütteln vor Lachen. Der war sicher unerträglich für Dich, oder nicht? Mit Sicherheit bin nur ich noch arroganter und esoterischer als der! Mein Freund – ich mache mich lustig über Dich. Lass Miribal die Sachen machen, es ist gut und wichtig für sie.

Nun zu Deinem Brief.

Nach all den Jahren hast Du es noch immer nicht verstanden?

Nienetwiler sind nicht Nienetwiler. Nienetwil ist eine Weltanschauung, es ist unsere Art, zu denken und zu fühlen und vor allem zu handeln. Eine Weltanschauung, die wir mit Hunderttausenden anderen Menschen oder mehr teilen, ob sie nun Skandaj sind oder nicht. Menschen, die überall auf dieser Welt leben.

Das war immer Dein großes Missverständnis, dass Du davon ausgegangen bist, dass wenn ich Nienetwiler sage, uns Skandaj meine. Aber dem ist nicht so, und Miribal hat das verstanden. Die Skandaj sind ein Volk. Ein Volkstamm oder eine Population des Homo sapiens, wenn Du so willst. Aber wir sind alle dieselben und teilen alle dasselbe Blut. Was wir nicht teilen, ist der Hang zu Macht, zur Anhäufung von Dingen, zur Ausbeutung, egal ob Mensch oder Nichtmensch. Und das ist der Grund, weshalb wir uns abgeschottet haben: weil wir unsere Art zu denken nicht opfern wollen.

Du greifst unsere Sprache an, doch hast Du sie nie studiert. Hättest Du es getan, dann wäre Dir klar geworden, dass uns die Sprache nicht teilt, son-

dern im Gegenteil verbindet. Denn Alaju ist nicht eine Sprache die es zur Verständigung gibt, sondern zum Verständnis. In jeder Sprache gibt es Alaju, und Alaju ist voll von Wörtern aus aller Welt. Apache, Keltisch, Griechisch, Soto, Chinesisch, Baskisch, Uigurisch, Finnisch, Türkisch, Deutsch, Ainu, Baskisch oder welche Sprache dir immer in den Sinn kommt. Es verbindet uns miteinander wie eine unsichtbare Schnur. Der Grund, weshalb wir sie bewahren, ist nicht der, dass wir uns absondern, sondern der, dass wir den Kulturen, die sie hervorgebracht haben, unseren Respekt erweisen, indem wir uns an ihre Geschichten und an ihr Handeln erinnern wollen.

Und Alaju hat mit Nienetwil insofern zu tun, als dass es ein Spiegel unserer Kultur ist. Unserer und der Kulturen der ganzen Welt.

Und was meinst Du mit «esoterischen Impulsen»? Bloß weil ich nicht so akademisch daherrede, wie sie es Dir bei den Jesuiten und an der Universität beigebracht haben, heißt das nicht, dass ich esoterisch bin. Ich, und ich meine ich allein, habe eine bestimmte Art und Weise, die Welt zu sehen, und singe mein Lied auf diese Weise. Andere Skandaj haben eine andere Art, ihr Lied zu singen. Andere Menschen haben andere Arten, um auszudrücken, was sie sagen wollen.

Seit siebzig Jahren streiten wir uns deswegen und ich bin sicher, dass wir noch weiter streiten würden, wenn wir noch lange leben würden. Aber hat das unsere Forschung und Arbeit nicht bereichert? Dass wir die Welt so verschieden sehen und so viele verschiedene Arten haben, etwas zu sagen und doch dasselbe, wenn auch nicht das Gleiche, zu meinen?

Du hast in Deinem Brief geschrieben: «... richten Sie Ihre Aufmerksamkeit auf das, was uns allen gehört, auf das, was wir gemeinsam haben, nicht auf das, was uns unterscheidet.»

Amot. Du bist es, der trennt, denn erstens: Uns gehört überhaupt nichts. Es hat nie und es wird nie. Sei es eine Sprache, eine Kultur, eine Weltanschauung, eine These oder Geld. Nichts davon haben wir gehört. Zweitens, was meinst Du mit «uns unterscheidet»? Wer von wem unterscheidet? Gehörst Du zu einem Wir? Oder ich? Ist es in Ordnung, wenn Du Dich als Deutscher, Spanier oder nun Amerikaner bezeichnest, ich mich aber nicht als Skandaj bezeichnen darf? Heißt das, dass Du glaubst, dass es ein Wir gibt? Die Skandaj definieren sich weder durch Rasse noch durch Staatsangehörigkeit, und schon gar nicht durch Hautfarbe. Wir definieren uns über einen klitzekleinen Teil unserer Kultur, nämlich die Art, die Dinge zu sehen und die Art wie wir handeln. Tust Du das nicht? Siehst Du nicht Dinge nach Jesuitenart?

Du meinst also, ich sollte das in den Vordergrund stellen, was wir Menschen gemeinsam haben. Nun, was soll das sein, frage ich Dich? Welche Menschen meinst Du damit (da es ja offenbar ein Wir und ein Nichtwir gibt)? Wir studieren die Menschen, seit es sie gibt. Es gibt nichts, was allen gemeinsam wäre, außer der Tatsache, dass wir alle sammeln. Das Sammeln verbindet uns. Aber alles andere, all das, was uns unterscheidet, ermöglicht es erst zu sammeln! Das, was uns unterscheidet, sollten wir als eine Möglichkeit, ein Potenzial sehen.

Ich hoffe, Du hast nicht vergessen, dass Theodor Litt seine Idee der Reziprozität der Perspektive wie eine unreife Frucht zu uns ins Scheherazade getragen hat und sie erst dort zusammen mit uns weiterentwickelt hat.

Lieber Amot. Ich fürchte, wir werden uns niemals wiedersehen. Du bist alt und ich bin auch alt. Fast unser ganzes Leben waren wir verbunden. Ich danke Dir für die Jahre, die Du mit mir zusammen geforscht hast. Auch für die Streitereien und für Deinen jesuitischen Dickkopf! Und verflucht noch mal, hör endlich auf, mich zu siezen!

Grüße Miribal von mir und gib auf Dich acht.

In Freundschaft

d'Acíel

1.9 Biografie des Nomis Arbogast

Diese Biografie gibt einen kurzen Überblick über das Leben von Nomis Arbogast, Archäologe und Ethnologe, Sohn des d'Aciei Arbogast I. und Vater des d'Aciei Arbogast II.

Nomis Thider Arbogast (*1. August 1941) ist ein Archäologe und Ethnologe aus Grosswangen im Kanton Luzern, Schweiz. Sein Fachgebiet ist der Übergang zwischen Pleistozän und Holozän, mit einem Schwerpunkt auf Migrations- und Siedlungsräumen auf dem europäischen Kontinent.

N. Arbogast ist der Sohn von d'Aciei Arbogast I. und Gela Martelli aus Sessa. Er ist der Vater von d'Aciei Arbogast II. und der Halbbruder von Miribal Nussquammer (geb. Ciséan).

Nach dem Tod seiner Mutter an Lungenentzündung im Jahr 1945 und angesichts der Überforderung seines damals vierundsiebzighjährigen Vaters, der sich nicht in der Lage sah, ein kleines Kind allein großzuziehen, wurde Nomis in die Obhut der Familie Fontana gegeben, die als sesshafte Skandaj – also als *schuri*-Skandaj – lebten.

Nach dem Schulabschluss begann er 1963 ein Archäologiestudium an der Universität Zürich und entschied sich nach vier Semestern, zusätzlich Ethnologie an derselben Universität zu studieren.

Um nah an seinen Forschungsstätten zu bleiben, suchte er besonders zu Beginn seiner Karriere eine Stelle in der Nähe. Später wurde er oft direkt von Universitäten angefragt. Obwohl seine Forschungen zu Nienetwil selten Anerkennung oder Interesse fanden, wurden seine Arbeiten zur Identifizierung spätpleistozäner Siedlungen und Rastplätze hochgeschätzt. Dank eines umfangreichen Netzwerks, das sein Vater für ihn aktivieren konnte, gelang es wie der Sowjetunion und ihren Verbündeten, zu forschen.

Gemeinsam mit seinem ungarischen Kollegen Gábor Kövesdi untersuchte er zudem Migrationsbewegungen im Mesolithikum zwischen Spanien und den ungarischen Tiefebene.

Im Rahmen der Nienetwil-Forschung bestand seine Hauptaufgabe nicht unbedingt darin, neue Funde zu machen, sondern die Arbeiten seines Vaters und von Amot Nussquammer mit modernen wissenschaftlichen Methoden zu überprüfen.

1967 lernte er an einem Symposium die junge und begeisterte Anthropologin Anna Louisa Schmied kennen, die sich besonders für Science-Fiction, außerirdisches Leben und alle Formen der Kommunikation interessierte. Die

beiden kamen sich schnell näher, und etwas mehr als ein Jahr später wurde d'Aciei Arbogast II. geboren.

Ein Jahr darauf, 1969, als sein Vater gerade 98 Jahre alt geworden war, erhielt Nomis in Bagnères-de-Luchon in den französischen Pyrenäen, wo er gerade forschte, ein Telegramm mit folgendem Inhalt: «*eheleranu-e-eghadou-skandi-jal-egadho-jari: iano-po-gauma-den-gadhotu:*» (sinngemäß: «Ich habe Fähigkeiten weitergegeben und gesammelt. Nun werde ich die Ewigkeit sammeln. Kümmere dich gut um das Gesammelte.»)

Nomis wusste sofort, was dies bedeutete, denn diese Worte schrieben alle Nienetwiler, wenn sie starben. Ihm war klar, dass er seinen Vater nie wiedersehen würde.

Ab den 1980er-Jahren, als sein Ruf als Archäologe und Ethnologe wuchs und sich ihm viele Möglichkeiten eröffneten, intensivierte er seine Forschungen zu Nienetwil. Er überarbeitete die Karten, die sein Vater und Nussquammer erstellt hatten. Schnell wurde deutlich, dass die beiden bei der Zuordnung von Objekten zur Nienetwiler Kultur oft zu enthusiastisch gewesen waren. Doch die Liste der Objekte und potenziellen Fundstätten – da sie nie Zeit gehabt hatten, alle in ihrem Leben auszugraben – war so umfangreich, dass diese Fehler kaum ins Gewicht fielen. Zwar musste er sie neu bewerten, doch das Gesamtbild änderte sich nicht.

Als der Eiserne Vorhang 1989 schließlich fiel, konnte er erneut von seinem Netzwerk im Osten profitieren und seine Forschungen dort wiederaufnehmen.

Zehn Jahre später, 1999, begegnete er bei einer Begehung in einem Bachbett dem heutigen Co-Leiter des Kantonsmuseums Luzern, Simon Meyer, der in dem Bach am Goldwaschen war. Die beiden kamen ins Gespräch und verstanden sich auf Anhieb so gut, dass sie danach immer wieder Kontakt hatten und sich trafen. 2005, kurz vor seiner Pensionierung, entschied sich Nomis Arbogast, seine Forschungen zu beenden und sich dem Handwerk und dem Instrumentenbau zu widmen. So vermachte er seine gesamten Forschungsarbeiten sowie die seines Vaters und alles, was dieser gesammelt hatte, an Meyer, der das Material sicher verwahren und der Forschung zugänglich machen wollte. Die *medh*, also die Versammlung der Nienetwilerinnen und Nienetwiler, stimmte der Übergabe allerdings erst zu, als Arbogast glaubhaft versichern konnte, dass Meyer vertrauenswürdig war, dies insbesondere auch deshalb, weil sein Urgroßvater eben jener Jari Arbogast, alias Gertel, alias Hannes Meyer war, der auch der Vater von d'Aciei Arbogast I. war.

Nomis Arbogast zog 2006 mit seiner Frau in ein kleines Häuschen, wo er sich eine Werkstatt einrichtete. Er schnitzt dort seither Weidenflöten. Mit Meyer ist er immer noch in Kontakt und unterstützt ihn mit Informationen oder Kontakten zu Forscherinnen und Forschern.

1.10 Erinnerungen an Amot Nussquammer jun.

von David J. Krieger

Wie Mitherausgeber David Krieger studierte auch Amot Nussquammer jun. an der University of Chicago. Sie trafen sich bei verschiedenen Vorlesungen, darunter denen von Mircea Eliade und Paul Ricœur. In dieser kurzen Skizze über Amot Nussquammer jun. erinnert sich David Krieger an ihre gemeinsame Zeit und versucht, die wichtigsten Stationen im Leben und Werk von Nussquammer festzuhalten.

Amot Nussquammer jun. (4. Januar 1941 in Urbana, Illinois, USA, bis 2011 in Buenos Aires) war Philosoph, Religionswissenschaftler und Tänzer. Sein Vater war der bekannte Wissenschaftler Amot Nussquammer sen., seine Mutter war Miribal Ciséan.

Abb. 7: Porträt von Amot Nussquammer jun. von Aciel Arbogast II., 1988



Amot Nussquammer jun. studierte Religionswissenschaft und Philosophie an der University of Chicago bei Mircea Eliade und Paul Ricœur. 1987 wanderte er nach Argentinien aus und zog später nach Brasilien, wo er zu-

sammen mit seiner Frau eine Sambaschule gründete, die sie bis zu seinem Tod im Jahr 2011 gemeinsam leiteten.

Seine Mutter, Miribal Ciséan, war viel jünger als sein Vater, Amot Nussquammer sen. Sie wurden bei einem Treffen zusammengebracht, das von A. Arbogast arrangiert worden war, mit der versteckten Absicht, dass die beiden sich kennenlernen sollten. Arbogast wollte sie zusammenbringen, weil er wusste, dass sein Freund Nussquammer ein ehrlicher und ehrenwerter Mann war, und er glaubte auch, dass er durch eine Verbindung zwischen den beiden seine Tochter Miribal aus einer bedrohlichen Situation retten könnte. Sein Plan ging auf und Amot und Miribal wurden ein Paar. Einige Jahre später heirateten sie. Als Hitler kurz darauf Frankreich besetzte, wollte Amot die schwangere Miribal und sich selbst aus dem vom Krieg zerrütteten Europa in Sicherheit bringen. Sie reisten 1940 in die USA, wo Miribal einen Jungen zur Welt brachte. Sie nannten ihn nach seinem Vater Amot.

Miribal Ciséan Nussquammer verband tiefes Einfühlungsvermögen mit scharfem Verstand und einer seltenen Ausgewogenheit zwischen Emotion und Rationalität. Diese vielleicht typisch weibliche Fähigkeit, die menschliche Natur als Ganzes zu verkörpern, fehlte ihrem Sohn völlig: Amot Nussquammer jun. war alles andere als ausgeglichen. Einerseits war er übermäßig rationalistisch und neigte zu übertriebener Abstraktion, andererseits war er ein leidenschaftlicher Tänzer. Es schien, als könne er seine Emotionen und Gefühle nur beim Tanzen ausdrücken. Seine theoretischen Werke zeichneten sich durch strenge Objektivität und einen schwer verständlichen Ausdrucksstil aus. So schrieb er beispielsweise nur in der dritten Person und sprach fast nie über sich selbst. Er sagte einmal, er sei ein Kartesianer, weil Descartes richtig erkannt habe, dass Körper und Geist völlig unterschiedlicher Natur seien. Er freute sich auf künstliche Intelligenz und Computer, weil er der Meinung war, dass die neue Wissenschaft der Kybernetik seine «kartesischen» Ansichten bestätigte. Er glaubte, dass, wenn sich Maschinen als besser im Rechnen als Menschen erwiesen, dies ein Beweis dafür wäre, dass abstraktes Denken oder Rationalität keine wesentlichen menschlichen Eigenschaften sind, wie seit der Antike unhinterfragt angenommen wurde.

Amots Vater starb, als er noch sehr jung war. Daher kannte er seinen Vater und dessen Arbeit auf Nienetwil hauptsächlich durch seine Mutter und die Unterlagen, die sein Vater hinterlassen hatte.

Ich lernte Amot Ende der 1970er- und in den 1980er-Jahren als Kommilitone an der Universität von Chicago kennen. Nach den spannenden Vorlesungen von Mircea Eliade und Paul Ricœur trafen wir uns regelmäßig in der kleinen,

schummrigen Cafeteria im Untergeschoss des Swift Hall. Er war sieben Jahre älter als ich und kannte sich in vielen wissenschaftlichen Bereichen gut aus. Was uns zusammenbrachte und die Grundlage unserer Freundschaft bildete, war mein Interesse an seinen unkonventionellen Ansichten zu Philosophie und Kultur, die er auf die Arbeit seines Vaters zur Nienetwiler Kultur zurückführte. Manchmal versuchte ich, nach diesen Gesprächen zwischen den Vorlesungen Notizen zu den verschiedenen Themen zu machen, die wir diskutierten. Diese Skizze über das Leben und Werk von Amot Nussquammer jun. basiert in erster Linie auf diesen Notizen, meinen persönlichen Erinnerungen und Informationen, die ich von seiner Mutter, Miribal Ciséan, erhalten habe.

Da ich erst seit Kurzem Zugang zu seinem Nachlass habe und noch nicht alle relevanten Quellen gesichtet habe, ist diese Biografie zwangsläufig unvollständig. Sobald die Nachlassunterlagen vollständig gesichtet und katalogisiert sind, wird es wahrscheinlich erforderlich sein, einige der hier aufgeführten Informationen zu überarbeiten und zu aktualisieren.

Amot Nussquammer jun. interessierte sich nicht nur für alte Kulturen und die Ursprünge der Menschheitsgeschichte, sondern auch leidenschaftlich für die neuesten technologischen Fortschritte wie Computer und Kybernetik. Er erzählte mir, dass er dieses Interesse von seiner Mutter geerbt habe, die aufgrund ihrer Arbeit bei den mittlerweile berühmten Macy-Konferenzen und später am Biological Computer Laboratory in Urbana, Illinois, Alan Turing, Norbert Wiener, W. Ross Ashby, Gordon Pask, Heinz von Foerster und andere Persönlichkeiten aus dem Bereich der Kybernetik persönlich kannte. Ende der 1980er-Jahre wurde klar, dass Computer das menschliche Intelligenzniveau möglicherweise übertreffen könnten.

Diese schockierende Tatsache veranlasste Amot, die Wissenschaft aufzugeben und nach Argentinien zu ziehen, um sich ganz dem Tango zu widmen. In einem Brief aus Argentinien schrieb er, dass das, was Menschen beim Tanzen erleben können, von keinem Computer nachgebildet werden könne. Wie Durkheim behauptet hatte, argumentierte er, dass Religion und Gesellschaft aus transzendentalen Erfahrungen entstehen, die durch den Tanz vermittelt werden. Deshalb glaubte er, dass die Zukunft der Menschheit vom Tanz abhängt, nicht vom Denken. Mit Tanz meinte er nicht nur die Bewegung des Körpers, sondern auch Musik und alle damit verbundenen Künste. In demselben Brief erwähnte er, dass alles, was sein Vater und sein Schweizer Kollege A. Arbogast über Nienetwil entdeckt hatten, zeigte, dass der sogenannte Rationalismus der europäischen Moderne nur eine Zwischenstufe der Evolution war, die damit enden würde, dass die Menschen das reine «Rechnen» an Com-

puter delegieren und sich in Musik, Kunst und Tanz zurückziehen würden, die eigentliche «Heimat» der Menschheit.

Laut Nussquammer war die Kunst, nicht die Wissenschaft, die wahre «Heimat» der Menschheit. Lévi-Strauß hatte die Mythologie völlig missverstanden, genauso wie Chomsky die Sprache. Das Denken diene nicht dazu, logische «Leerläufe» zu produzieren – wie es seit den Griechen der Fall gewesen war –, sondern dazu, die Dinge so auszudrücken, wie sie sind. Dies wurde allein durch die Kunst erreicht.

Nussquammer glaubte, dass Wittgenstein Recht hatte, als er die Philosophie als Krankheit bezeichnete, eine Krankheit, die leider nur von sich selbst geheilt werden konnte. Es waren die Griechen, wie Nussquammer wiederholt sagte, die die westliche Kultur mit dieser Krankheit infiziert hatten, und erst jetzt, nach 2000 Jahren, gab es endlich eine Möglichkeit der Heilung. Er war äußerst verärgert über die logische «Anmaßung» der griechischen Philosophie. «Was für eine Arroganz, was für eine Anmaßung», rief Amot einmal mit vor Wut gerötetem Gesicht aus, «zu behaupten, dass alles Wasser ist, wie es Thales von Milet zu Beginn der Philosophie tat. Seit diesem schicksalhaften Moment ist das westliche Denken nur daran interessiert, über alles dasselbe zu sagen!» Nussquammer entgegnete: «Wasser ist Wasser, Stein ist Stein und Holz ist Holz! Alles ist unterschiedlich und einzigartig. Die Abstraktion übersieht diese Tatsache. Die Abstraktion will alles auf eine Sache reduzieren.»

Laut Amot muss Thales verrückt gewesen sein, um alles auf Wasser zu reduzieren. Er nannte dies die Erbsünde der «Abstraktion», deren Ziel es sei, viele verschiedene Dinge auf ein und dasselbe zu reduzieren. Abstraktion und Verallgemeinerung seien die Erzfeinde des Reichtums und der Variabilität der Realität. Abstraktion war Platons Ziel, als er seine Lehre von den Formen einführte, die unveränderliche und ewige Ideen waren, die in einer transzendenten Welt existierten, die von den Dingen dieser Welt nur unvollkommen nachgeahmt werden konnten. Dies, so Amot, war ein Verrat an der Weisheit der Nienetwiler, die immer glaubten, dass nichts auf etwas anderes reduziert werden sollte und nichts versuchen sollten, andere Dinge auf sich selbst zu reduzieren.

Nach Ansicht der Nienetwiler muss alles für das respektiert werden, was es ist und was es über sich selbst «aussagen» kann. Die westliche Philosophie hingegen hatte sich seit ihren griechischen Anfängen zum Ziel gesetzt, alles auf etwas anderes zu reduzieren, und diese gefährliche und unmoralische Tätigkeit als «Vernunft» oder «Denken» bezeichnet. Doch statt des Denkens war

es die Kunst, die die Weisheit der Nienetwiler bis heute bewahrt hat. Denn die Kunst lässt die Dinge so sprechen, wie sie sind. Die alten Griechen verachteten das Handwerk und bezeichneten es als bloße *techné*, als Praxis, im Gegensatz zur reinen Theorie, die das Privileg der Philosophie war.

Nach solchen Tiraden versuchte ich wiederholt, Amot zu erklären, dass die Philosophen des 20. Jahrhunderts, wie Heidegger es ausdrückte, darauf abzielten, die westliche Metaphysik zu «dekonstruieren». Es war auch Heidegger, der die Griechen anders sah und argumentierte, dass nicht die Griechen, sondern die Römer – mit ihrer bürokratischen, legalistischen und imperialistischen Denkweise – das wahre und ursprüngliche griechische Denken verzerrt hätten. Nussquammer glaubte jedoch, dass Nietzsche recht hatte und die Griechen, insbesondere Platon, für den Niedergang der westlichen Welt verantwortlich seien. Einige Wochen nach einem solchen Gespräch kam er zu mir und sagte, Heidegger sei kein Philosoph, sondern ein Mystiker – ein Mystiker der Sprache, der den einfachen Menschen und Dichtern zuhörte, ähnlich wie Theologen auf Gottes Wort hören. Er argumentierte, dass solche Menschen nur wiederholen könnten, was sie hörten, und niemals zum wahren Wesen dessen gelangen würden, worüber sie diskutierten. Dann riet er mir, mich von ihnen fernzuhalten. Ich wandte ein, dass Heidegger behauptete, die ursprüngliche Bedeutung des griechischen Wortes *logos* sei nicht Denken oder Vernunft, sondern «sammeln», was laut Amot selbst das wesentliche Merkmal des Menschen für die Nienetwiler sei. Als ich ihn nach einer möglichen Verbindung zwischen Heidegger und der Nienetwiler Kultur fragte, die mich am meisten interessierte, wechselte er plötzlich das Thema und erwähnte Heidegger nie wieder.

Nussquammer stellte sich eine Zukunft vor, in der nur noch Roboter arbeiten und Menschen sich der Kunst widmen – im weitesten Sinne definiert als alle kreativen Aktivitäten. Für Amot war die Behauptung, dass Menschen im Wesentlichen durch ihre Arbeit definiert sind, der große Fehler des Marxismus, der Arbeit als Kern der menschlichen Identität betrachtet. Deshalb ist der Kommunismus historisch gesehen zum Totalitarismus verkommen und hinter dem Kapitalismus zurückgeblieben. Nussquammer argumentierte, dass Kapitalisten zumindest Innovation und Kreativität belohnen, während Sozialisten jede Innovation als Bedrohung ihrer Macht ansehen. Wie Amot wiederholt betonte, gibt es in der Sprache der Nienetwil kein Wort für «Arbeit» im Sinne des Broterwerbs. Es fehlt auch ein Wort für «Eigentum». Aus diesem Grund empfand Amot den Kunstmarkt als völlig absurd – Kunst kann nicht gekauft, verkauft oder «besessen» werden, und künstlerisch zu sein hat nichts mit dem zu tun, was Marx und seine Anhänger als «Arbeit» bezeichnen. Nuss-

quammer glaubte, dass die gesamte politische Theorie der Moderne, die sich fast immer auf die Wirtschaft konzentriert, eine «Obsession» ist, eine Art soziale Pathologie, wie er es ausdrückte. Für Amot ging es bei menschlichen Aktivitäten nie darum, durch Arbeit «Wert» zu schaffen, sondern vielmehr darum, Sinn zu schaffen, die allen gehört. Roboter schaffen Wert, während Menschen – insbesondere die ursprünglichen und daher wahren Menschen der Nienetwil-Kultur – Sinn schaffen.

Im Gegensatz zu seinem Vater hatte Amot jun. nur wenig Wissen über das Christentum und noch weniger Interesse daran. Er glaubte, wahrscheinlich nicht ohne Grund, dass sein Vater stärker von den Lehren der Veden und des Hinduismus beeinflusst war als vom Christentum. Er betonte wiederholt, dass die Nienetwiler Kultur zwar nicht im modernen Sinne an Götter und Geister «glaubte», aber für die Nienetwiler die ganze Welt «belebt» oder «lebendig» war. Er wies immer darauf hin, dass fast alle Begriffe, die die moderne Archäologie, Anthropologie und Kulturwissenschaft zum Verständnis der Vergangenheit verwenden, völlig unzureichend und irreführend sind. Er glaubte, dass die moderne Wissenschaft die antike Welt durch eine moderne Brille betrachtet, sodass die wahre Bedeutung antiker Kulturen für uns moderne Menschen verborgen bleibt.

Diese Verzerrung ist jedoch nicht allein auf die europäische Moderne zurückzuführen, sondern hat, wie oben erwähnt, ihren Ursprung bei den alten Griechen. Während sich die Griechen auf das konzentrierten, was alle Wesen gleich macht – also das Abstrakte –, ging es den Nienetwiler vor allem darum, den Unterschieden «eine Stimme zu geben», dem einzigartigen Charakter jedes Wesens, der sich in den vielen verschiedenen Arten von Beziehungen und Verbindungen ausdrückt, die es mit anderen Wesen eingehen kann. Diese Fähigkeit, sich in Sammlungen und Verbindungen einzubringen, nannten sie «Vermittlung» oder «Verhandlung». Dies war jedoch nichts, was die Nienetwiler im Gegensatz zu den Griechen oder zum praktischen Leben taten, sondern was sie als «Vermehrung» bezeichneten. Die Nienetwiler sahen sich selbst als «Vermittler» und «Vermehrer» und nicht, wie Aristoteles es ausdrückte, als Tiere mit der auszeichnenden Fähigkeit zum abstrakten Denken.

Mit diesen Ansichten machte sich Amot jun. in der stark analytisch geprägten intellektuellen Szene Amerikas nicht viele Freunde. Auch seine Meinung zur postmodernen Kritik, die damals regelrecht zur Mode wurde, trug dazu bei, dass er unbeliebt war. Für Nussquammer war die sogenannte «Dekonstruktion», wie die gesamte französische Philosophie, nur eine Art Modeerscheinung. Das französische Denken war wie die Pariser Haute

Couture nur eine Fassade, ein Spiel mit Farben und Formen, das nur dazu diente, Aufmerksamkeit zu erregen und zur Nachahmung anzuregen, ähnlich wie Models, die über den Laufsteg gehen. Derrida, Deleuze und die anderen sogenannten Poststrukturalisten, unterschieden sich nicht von Lagerfeld, Dior, Gaultier und ihresgleichen, die jede Saison eine neue Kollektion entwarfen: Alles war schnelllebig, oberflächlich und auf Frivolität ausgerichtet, was letztendlich zu Zynismus führte. In einer Zeit, in der alle Deleuze und Derrida lasen, sie kopierten und Dekonstruktion in allen Bereichen der Kultur praktizierten, fanden diese Ansichten keinen Anklang. Darüber hinaus empfanden viele Kollegen seine Beschäftigung mit obskuren und fragwürdigen Forschungen über Nienetwil, die Amot jun. von seinem Vater und dem zwielichtigen Europäer Arbogast «geerbt» hatte, als absurd und seltsam.

Was die Beziehung zwischen Amot jun. und Arbogasts Sohn betrifft, kann ich bestätigen, dass sie Kontakt hatten. Amot erzählte mir einmal von den spannenden Entdeckungen, die Nomis Arbogast in der Schweiz gemacht hatte, und davon, dass er viel über die Nienetwil-Kultur von ihm lernte. Anscheinend gab es auch einen regen Briefwechsel zwischen den beiden Kindern der Begründer der Nienetwil-Forschung. Meines Wissens hat Amot Jun. Nomis Arbogast nie in Europa besucht, und Nomis ist nie nach Amerika gereist. Aber das ist nur eine Vermutung. Als ich Amot im Haus seiner Mutter Miribal in Urbana, außerhalb von Chicago, besuchte, sprachen wir über Arbogast. Miribal schien eine besondere Beziehung zu Arbogast Sen. gehabt zu haben, was zu Spannungen mit Amots Vater führte. Amot jun. erwähnte, dass sein Vater einmal bei einem Familientreffen gesagt habe, Arbogast sei ein Genie, aber auch verrückt, und dass sein Sohn Nomis sowohl das Genie als auch die Verrücktheit geerbt habe.

Unter seinen Lehrern an der Universität von Chicago schien nur Mircea Eliade Amots Interesse an Nienetwil zu verstehen. Eliade soll sogar ein gewisses persönliches Interesse an der möglichen Bedeutung der Nienetwiler Kultur für die Religions- und Kulturgeschichte der Menschheit gehabt haben. In einem Seminar, an dem sowohl Amot als auch ich teilnahmen, antwortete Eliade auf die Frage, warum die religiöse Kultur der Menschheit so vielfältig sei, dass es die Langeweile sei, die die Menschen dazu treibe, religiöse Ideen zu entwickeln. Amot war schockiert von dieser Aussage und fragte Eliade, was er mit «Langeweile» meinte. Eliade antwortete, dass trotz der Wiederholungen in Ritualen und Mythen der menschliche Geist nach Informationen dürste und diese immer neu und unbekannt seien. Obwohl mich diese unerwartet banale Erklärung für die Ursprünge der Religion von einem der weltweit be-

deutendsten Wissenschaftler auf diesem Gebiet überhaupt nicht überzeugte, wurde Amot zu einem Anhänger von Eliades «Langeweile-Theorie» der Religion, da er darin eine Bestätigung der Nienetwiler Idee sah, dass Dinge ständig in neue und unvorhersehbare Verbindungen miteinander treten und dass diese Verbindungen und Beziehungen das sind, was unter «Informationen» zu verstehen ist. Nach Eliades Tod im Jahr 1986 sagte Nussquammer, er habe keinen Grund mehr, in Chicago zu bleiben, und beschloss, Amerika zu verlassen.

Amots Mutter, Miribal, hatte immer großes Verständnis für die unkonventionellen Ideen ihres Sohnes. Sie unterstützte ihn in allem, was er tat. So half sie ihm beispielsweise, Kontakte zur Tangoszene in Buenos Aires zu knüpfen und dort sozusagen Fuß zu fassen. Über das Leben von Amot Jun. in Buenos Aires und später in Rio de Janeiro ist wenig bekannt, da er sehr zurückhaltend war, selbst mir gegenüber. Ich habe ihn nur einmal in Rio besucht, nachdem er geheiratet hatte und zusammen mit seiner Frau, Deisiane Shayene Faria Nussquammer, die Sambaschule übernommen hatte. Er war nicht mehr daran interessiert, seine wissenschaftliche Arbeit in irgendeiner Form fortzusetzen. Als ich ihn fragte, was mit dem Nachlass seines Vaters und seinen eigenen Papieren geschehen solle – ob er sie zumindest aufbewahren oder vielleicht an andere weitergeben würde –, antwortete er, dass er sie irgendwo in Kisten versteckt habe und mir sie geben würde, wenn ich daran interessiert sei. Ich sagte sofort, dass ich sehr dankbar wäre, Zugang zu seinem wissenschaftlichen Vermächtnis zu erhalten, das für meine eigene Arbeit im Laufe der Jahre immer wichtiger geworden war.

Aus seinem Versprechen wurde aber nichts. Nach einem Briefwechsel hörte ich viele Jahre lang nichts mehr von ihm. Dann, im Jahr 2005, erhielt ich einen Brief von seiner Frau, in dem sie mir mitteilte, dass Amot verstorben war. Deisiane erwähnte, dass er sie vor seinem Tod gebeten hatte, mir seine alten Unterlagen zu schicken. Trotz mehrerer Briefe meinerseits, in denen ich mein großes Interesse an der Übernahme des Nachlasses bekundete, dauerte es weitere 15 Jahre, bis ich vor einigen Wochen von einem Paket in der Schweiz überrascht wurde. Mir wurde mitgeteilt, dass mehrere große Kartons, die an mich adressiert waren, zunächst nach Chicago geschickt worden waren und nach langer Wartezeit und einigen Klärungen nun in der Schweiz angekommen sind. Ich war hochofren, als ich feststellte, dass die Kartons die Papiere von Amot sen. und Amot jun. sowie einen umfangreichen Briefwechsel zwischen Amot sen. und A. Arbogast enthielten. Der Briefwechsel zwischen A. Nussquammer jun. und Nomis Arbogast ist ebenfalls enthalten. Ich habe mich daraufhin mit Simon Meyer, dem Co-Direktor des Kantonsmuseums Luzern

und Verwalter des Nachlasses von A. Arbogast, in Verbindung gesetzt und eine Vereinbarung getroffen, wonach die Unterlagen an das Museum übergeben werden, wo sie angemessen aufbewahrt werden können. Es ist eine Zusammenarbeit mit Meyer und dem Kantonsmuseum Luzern geplant, um diese Dokumente zu bewerten. Außerdem sind mehrere Publikationen geplant, um die Forschung zu Nienetwil einem breiteren Publikum bekannt zu machen.

1.11 Biografie von d'Aciei Arbogast II.

von Simon Meyer

D'Aciei Arbogast II. (*1.4.1968) ist der Sohn von Nomis Arbogast und der Anna Louisa (geborene Schmied). Er ist der Enkel von d'Aciei Arbogast I.

Sein Vater ist Archäologe und Paläontologe, seine Mutter Anthropologin mit Schwerpunkt Exoterrestrik (ein Forschungszweig, den es indes gar nicht gibt, den sie aber leidlich für sich beansprucht und sich damit bei der ESA dreißig Jahre behaupten konnte). Arbogast II. zog es vor, Handwerker und Künstler zu werden – ein *Tekaj*, wie die *Nienetwiler* das nennen. Mit dem Betrieb in der Kunstgewerbeschule, wie sie damals noch hieß, konnte er sich kaum anfreunden, und noch weniger mit seinen angehenden Künstlerkolleginnen und -kollegen. So verließ er die Schule und absolvierte eine Berufslehre als Schreiner. Danach noch eine als Schmied, und weil er nicht genug bekommen konnte, hängte er noch eine dritte Berufslehre als Keramiker dran. Seiner Leidenschaft, der Kunst, blieb er jedoch stets treu und machte sich in der Szene einen Namen als unkonventioneller, wenn auch unzugänglicher Künstler. Seine großformatigen Fotografien erzielen heute hohe Preise und erlauben es ihm, in seinem kleinen Häuschen mit angebauten Werkstätten die Aufträge anzunehmen und das zu schaffen, was er will.

Nebst seinen künstlerischen und handwerklichen Tätigkeiten unterstützte er ab und zu, eher lustlos, wie er einmal selbst zugab, seinen Vater bei archäologischen Grabungen. Ihn interessiert weniger, was war, als das, was sein könnte. «Etwas zu schaffen, das Einfluss in der Zukunft haben kann, ist mir wichtiger, als das auszugraben, was Einfluss auf das Heute hatte», fasste er das zusammen.

Abb. 8: Selbstporträt von d'Acíel Arbogast II., 2021



Betrachtet man seine Arbeiten aus der Sicht der Nienetwiler Forschung, fällt auf, dass er sich, insbesondere beim handwerklichen Geschaffenen, ganz und gar als *tekaj* zeigt. Seine Möbel sind nicht einfach Tische, Stühle oder Kommoden. Es sind, hat man irgendwann das Glück, eines zu erstehen, Lebensgefährten. Individuen, mit denen man zusammenlebt, die man wie sich selbst altern sieht, die Macken haben, die man wie bei seiner oder seinem Geliebten amüsiert zur Kenntnis nimmt, vielleicht gar liebt. Besonders hervorzuheben ist im Übrigen, dass er noch nie Geld für ein handwerklich geschaffenes Objekt genommen hat. Denn im Gegensatz zur Kunst, die sich seiner Ansicht nach wie eine Hure jedem hergibt, der reich oder stark genug ist, kommt man an seine Sachen nur, wenn man sich einverstanden erklärt, dass es nur von der Welt geliehen ist und einem nicht gehört. Man darf es weder veräußern noch unter einer anderen Bedingung als der, die man selbst eingegangen ist, wei-

tergeben. Und es kann sein, dass, «wenn sich einer zum Arschloch wandelt, ich hingehe und es wieder wegnehme!».

Arbogast stellt seine Fotografien nur in der Galerie Löffelburg aus und hat ihr die Exklusivrechte zum Verkauf der Werke eingeräumt. Er selbst will im Hintergrund bleiben und macht, in der heutigen Zeit der Social-Media-Präsenz – so scheint es in der «hyperventilierenden Twitter-Gesellschaft» – seltsam anmutende keine Werbung. Man findet ihn weder in den Gelben Seiten noch auf einer Homepage. «Wer etwas von mir will, soll sich an die Löffelburger wenden!»

Mehr gibt es, außer seinem eigenen kurzen Brief an uns, den wir hier gerne nachdrucken, nicht zu schreiben.

«Sehr geehrter Herr Krieger, geschätzter Simon

Es freut mich, dass die Nienetwiler Forschungen wieder aufgenommen wurden. Wie mein Vater und ich dir, Simon, bereits einmal gesagt haben, möchten wir nur ungern in die Öffentlichkeit treten. In der Vergangenheit wurden alle unsere Bemühungen, das Wesen und die Nienetwiler Kultur, und insbesondere der Skandaj zu vermitteln, im besten Fall als esoterischer Unfug abgetan. Andere haben es aufgenommen und tatsächlich esoterischen Unfug daraus gemacht, und noch andere sogar Schlimmeres.

Den Begriff «Nienetwiler», den mein Großvater und Amot sen. damals aufgenommen haben, lehnte ich übrigens immer ab, denn er suggeriert, dass wir nirgends sind oder nirgends herkommen. Dem ist aber ganz und gar nicht so, denn Nienetwil ist immer und überall! Was die Skandaj angeht, so sind sie heute zwar nicht mehr so zahlreich wie auch schon, aber wir sind überall auf dieser Welt zu finden. Dennoch verwenden wir ja auch den Begriff «Skandaj» nur unter uns, um unsere Verbundenheit zu benennen, nicht jedoch als Abgrenzung zu «Nicht-Skandaj». Aber das ist nebensächlich und ich will hier nicht dreinreden.

Ihr Vorhaben, Herr Krieger, die Nienetwiler Kultur zu erforschen und anhand der Ergebnisse aufzuzeigen, welchen Nutzen zukünftige Generationen auf der ganzen Welt vom «Sammeln» haben könnten, finde ich lobenswert, wenn auch – wie ich ganz offen gestehen muss – naiv. Wir haben in unseren mündlichen Überlieferungen Tausende Lieder, die die Geschichte der Menschwerdung und der «Zivilisierung» zum Inhalt haben, manche Lieder gehen Zehntausende Jahre zurück. Wenn wir aus ihren Strophen etwas lernen können, dann das, dass es keine Menschwerdung im Sinne jenes utopischen

Bildes des Menschen gab oder gibt. Wenn ich durch die Straßen der Städte gehe, dann sehe ich nichts weiter als einen weißen, unbehaarten Homo erectus, der, statt Steine auf anderer Leute Kopf zu klopfen, hate speech in sein iPhone twittert. Was ist aus dem Menschen geworden, wie er noch vor gar nicht allzu langer Zeit bei den antiken Griechen postuliert worden ist? Nichts ist damit geschehen. Die Griechen haben selbst ebenso daran gearbeitet, dass dieser Traum nicht Realität wird, wie die unzähligen anderen Völker der Erde.

Ich entschuldige mich, Herr Krieger. Sicher haben Sie von einem Arbogast mehr erwartet als die deprimierend pessimistische Weltsicht eines zurückgezogenen Künstlers. Aber wenn Sie ehrlich zu sich sind, dann werden Sie mir zustimmen müssen.

Wussten Sie, dass mein Urgroßvater Hannes Meyer (eigentlich hieß er Jari Arbogast) Pirat war? Es ist wahr! Und unglaublich zugleich, dass ein Skandaj so etwas tut. Wissen Sie, weshalb er es tat? Um das Böse zu erkunden und die Strukturen des Handels. Seine Lieder klingen bis heute für uns, und wenn ich sie höre oder singe, dann sehe ich in die Welt hinaus und erkenne, dass wir alle auf dem Atlantik sind und um uns herum herrschen die Marine und Piraten. Und wer kein Schwert hat, ist ein Opfer, wie mein Enkel zu sagen pflegt.

Nun will ich gerne zugeben, dass es Menschen gibt, die tatsächlich daran arbeiten, eine bessere Zukunft zu erschaffen. Gerechter, ehrlicher, von Respekt für alle und alles getragen.

Aber wie viele sind das, Herr Krieger, gegenüber den Milliarden, die still ertragen oder sich dem Kommerz unterordnen? Wie wollen Sie, und wie willst du, Simon, irgendetwas auf dieser Welt besser machen?

Wie auch immer. Ihr habt mich gebeten, etwas über mich zu erzählen, das ihr in euer Heft schreiben könnt, damit die Leserinnen und Leser wissen, wer denn diese Leute sind, von denen im Heft geschrieben wird. Aber alles, was es über mich zu erzählen gibt, steht bereits in eurem Wiki.

Ich bin einfach ein *tekaj*. Ein Handwerker und Künstler. Nicht mehr und nicht weniger. Alles, was ich tun kann, um die Welt besser zu machen, ist, mein Handwerk auszuüben und Dinge zu erschaffen, die befähigt sind, mit denen, die sie sammeln (ihr wisst ja, wie ich das Wort meine), zu singen.

Habe ich eine Vergangenheit? Ja, aber sie definiert mich ebenso wie ich sie, also ist sie nicht wirklich wichtig. Was ich bin, habe ich schon erwähnt. Was gäbe es noch zu sagen? Ich liebe die Menschen, denn wir leben seit Zehntausenden von Jahren mit ihnen, aber ich verabscheue sie auch, denn sie sind nicht lernfähig. Sie sind wie mein früherer Microsoft-Computer – ihrer Software wurden fehlerhafte Algorithmen implementiert. Nur, dass der Computer für

sich selber nichts tun kann. Viele Menschen könnten das aber, wären sie nicht so denkfaul und begierig, immer mehr zu haben, und das meist auf Kosten von allem und aller anderer.

Simon, du kennst ja den «Wahlspruch» der Arbogasts: «In dem Maß der Gewissheit, wie man singt, wird das Vermögen zu singen (oder zu sammeln, oder zu vermitteln) vermehrt!», der übrigens auch lauten könnte: «In dem Maße der Gewissheit, wie man singt, wird das Vermögen zu singen (oder zu sammeln, oder zu vermitteln) vermehrt!» Dieser – ich lasse das Wort mal besser weg, dieser xxx Ron Hubbard hat den Spruch einmal an einer Vorlesung gehört, als Amot meinen Großvater zitierte, und hat ihn zu etwas verunstaltet, das heute Abertausende Menschen quält. Die Frage ist also nicht, ob man etwas von Nienetwil erzählt, sondern vielmehr unter welchen Rahmenbedingungen man das tut. Ich hoffe sehr, dass euer Unternehmen von Erfolg gekrönt sein wird und vielleicht die Welt ein bisschen besser macht.

Und wie ich es versprochen habe, werden mein Vater und ich euch immer Antwort geben, wenn ihr etwas wissen wollt. Aber mehr zu meiner Person gibt es wirklich nicht mehr zu sagen.

Aju

Acie!»

1.12 Autobiografie von Miribal Ciséan (Teil 1)

1965 sandte die Ehefrau von Amot Nussquammer sen., Miribal Nussquammer-Ciséan, ein Buchmanuskript an d'Aciei Arbogast I. mit der Bitte, er möge ihr helfen, es zu veröffentlichen. Leider ist dies nie geschehen. Die Autobiografie wirft nicht nur ein Licht auf das spannende Leben dieser außerordentlichen Frau, es beleuchtet auch die Nienetwil-Forschung und bringt uns ebenfalls näher an die Skandaj im Umfeld von d'Aciei Arbogast I., der ja bekanntlich selbst ein Skandaj war.

Abb. 9: Porträt von Miribal Ciséan 1938. D'Aciei Arbogast I, 60 × 40 cm, Öl auf Leinwand



THE ALAJU SETTLEMENT

Von Miribal Ciséan

Den anderen Menschen gewidmet. Miribal Ciséan, 1967

KAPITEL 1 – 1915 bis 1927

Erster Weltkrieg

Es war die erste Woche im August 1915, und hier will ich meine Geschichte beginnen.

Eben erst hatte ich meine Pflichtschuljahre abgeschlossen. Mein Bruder Guillaume war drei Monate zuvor, am 10. Mai 1915, vor Lens in der Schlacht gefallen und ganz Frankreich war ob des Krieges in heller Aufregung.

Mein Vater rief mich ins kleine Wohnzimmer, strich seine graue Jacke glatt und baute sich mit der liebevollen Ausstrahlung einer dieser neuen Panzermaschinen vor mir auf. Ich merkte es sofort, er wollte mich nicht mehr im Haus haben. Wie sehr meine Mutter auch flehte, dass ich zu den Besten der Klasse gehört hätte und weiter zur Schule gehen sollte, er winkte ab und ich musste gehen. Mädchen, die in Paris eine Arbeit fanden, konnten, wie schlecht sie auch bezahlt wurden, trotzdem Geld nach Hause schicken. Geld, das jetzt, da alle Väter und Söhne an der Front hingemetzelt wurden, mehr denn je fehlte. Mein Vater war nur deshalb nicht eingezogen worden, weil er ein steifes Bein hatte.

Also verkaufte er mich an Monsieur Balfour. «Ein gütiger und anständiger Herr ist der Monsieur Balfour. Du wirst als Dienstmädchen bei ihm arbeiten. Sei immer anständig und fleißig, dann wird es dir an nichts mangeln.»

Das waren seine Worte. Oh Papa! Wie falsch du doch lagst! Balfour war nicht gütig und er war vor allem nicht anständig. Doch mir blieb keine Wahl. Meine Mutter setzte sich mit mir in eine Kutsche und wir fuhren los. In Paris angekommen, brach sie fast zusammen. Sie weinte und weinte und schüttelte sich vor Weinkrämpfen. Die ganze Trauer über den verlorenen Sohn und die jetzt weggeschickte Tochter brachen in ihr durch. So war es an mir, meine Mutter zu trösten, als wir vor dem großen Haus ankamen.

Nachdem man meiner Mutter einen Umschlag in die Hand gedrückt und sie verabschiedet hatte, wies mich Mme Balfours Dienstmädchen in meine Pflichten ein. Nachttöpfe leeren, putzen, Botengänge. Beim Bettenmachen helfen und so etwas mehr würden nun zu meiner Arbeit gehören.

Man gab mir eine klitzekleine Kammer unter dem Dach, gerade groß genug für ein kleines Bett und eine Truhe für die Kleidung. Die Uniform, die ich zu tragen hatte, hing an einem Kleiderhaken an der Wand neben der Tür.

In der Küche durfte ich etwas essen und musste dann bei allerlei Dingen helfen, bis es später Abend war. So ging das eine Woche lang, und dann fing mich Monsieur Balfour eines Abends im Flur ab, als ich zu Bett gehen wollte. Balfour war ein hagerer, langer Kerl. Seine kleinen Knopfaugen lagen dicht und tief neben der knochigen großen Nase. Er duftete schwer nach irgendetwas, das wohl in Mode war, denn Balfours taten nichts, was nicht in Mode war. Mme und ihre Freundinnen konnten einen ganzen Tag in den Galeries Lafayette verbringen und einkaufen, was man eben in der Stadt anziehen musste. Den ganzen Tag über kamen Boten und brachten Kleidung und Anderes, was die Madame eingekauft hatte.

Und ebenso modisch war Monsieur eingekleidet, als er nun vor mir stand und mich anwies, in eines der Zimmer zu kommen, in denen wir die weniger bedeutenden Gäste unterbrachten.

Ich merkte gleich, was er wollte. Sophie, eines der Dienstmädchen, hatte mich vorgewarnt. Doch ich war nicht Sophie, die kleine, zierliche Sophie. Mit einem empörten Aufschrei verließ ich das Zimmer und rannte in meine Kammer hoch. Unerreichbar für den Herrn, denn das war für ihn Tabuzone. Ich hörte sein trockenes Lachen, wie es die Treppe hinauf hinter mir her schallte.

Als er dasselbe einige Tage später wieder versuchte, packte er mich mit seinen großen, knochigen Händen. «Du kleines Zicklein, du kleines Zicklein.» Doch der Dummkopf war nicht vorbereitet. Während er sich von seinem Jackett zu befreien versuchte, zerrte ich mich unsanft los, riss die Tür auf und rannte schreiend nach unten und noch immer schreiend zur Haustüre hinaus auf die Straße.

Ich weiß nicht mehr, wie lange ich lief. Nur, dass ich an einem langen Zug Soldaten vorbeikam. Alle waren sie verletzt, hatten Binden am ganzen Körper und schoben Karren mit Männern, die noch fürchterlicher zugerichtet waren als sie. Einer der schiebenden Männer knickte wenige Meter vor mir ein und ich half ihm, aufzustehen. Fast eine Stunde lang blieb ich bei den Soldaten. Gab diesem Wasser oder half einem anderen, vom Karren heruntergefallenes Gepäck aufzulesen.

Und dann kamen wir an einem provisorischen Krankenhaus vorbei, das ganz und gar mit verwundeten Soldaten gefüllt war. Und dort blieb ich. Zwei Tage lang half ich, wo ich konnte, schlief auf einem Sack in einer Materialkammer und aß, was ich kriegen konnte, bevor mich Schwester Annemarie an-

sprach. «Wer bist du denn?» Ich erzählte ihr alles und bot an, weiterzuhelfen. Sie willigten ein und ich bekam einen weißen Kittel, eine Liege zum Schlafen im Hospiz Sainte-Mère-d'Espérance und täglich drei Mahlzeiten.

Und ich musste auch nicht mehr ins Lazarett, sondern blieb im Hospiz bei den sterbenden Männern. Zerschossene und zerschmetterte Soldaten waren das. Knochige, blutende Überreste eines sinnlosen Krieges. Im Schlamm und ihrem eigenen Blut liegend aufgehoben und ins Hospiz gebracht, um zu sterben. Ich sei ein schöner und hoffnungsvoller Anblick für die Männer. Es mache das Sterben leichter in meiner Gesellschaft, meinte die Oberschwester einmal.

Ich konnte es nicht glauben, denn Sterben ist Sterben, dachte ich. Wie konnte ein junges Ding wie ich da hilfreich sein?

Im dritten Monat nach meiner Ankunft begann ich Tagebuch zu schreiben. Das tue ich heute noch, und damals wie heute hilft es mir nicht nur die Erinnerung zu bewahren, sondern mir im Moment des Schreibens auch all meine Erlebnisse und Gefühle gewahr zu werden.

Ich werde ab und zu aus meinem Tagebuch zitieren und bitte um Entschuldigung, wenn ich nicht eins zu eins übertrage. Aber das Gekritzelt, gerade der ersten Jahre, ist nicht zu ertragen.

6. April 1916: Heute kamen neue Männer. Aus Verdun, woher auch sonst. Und nur Offiziere. Wo waren die Soldaten?

Einer – sein Name ist Joseph – hat beide Beine verloren, überlebt und bat mich am Abend zu sich. «Miribal, ich bedanke mich für deine Hilfe. Nimm meine Tasche, sie liegt unter dem Bett.» Ich holte die Tasche hervor und darin waren seine Habseligkeiten. Ich solle ihm das Bild seiner Frau hervorsuchen, was ich tat. Auch einen Silberanhänger mit dem heiligen Christophorus musste ich herausnehmen. Er wollte mir den Anhänger schenken, doch ich lehnte ab. Er drang so lange auf mich ein, bis ich schließlich nachgab. «Weißt du, ich habe schreckliche Dinge gesehen und ebenso Schreckliches getan. Was sind wir bloß für Tiere, Miribal? Was sind wir für Tiere!» Er sprach dann davon, wie es ist, einen Feind zu töten – mit dem Bajonett! Der habe und habe nicht sterben wollen, und da habe er ihm aus reiner Gnade die Kehle durchgeschnitten und sich gewünscht, er könne ebenfalls sterben. Als er eingeschlafen war, wollte ich den Anhänger der Oberschwester geben, aber sie sagte, ich solle ihn behalten, er passe gut zu mir.

1. September 1916: Lieutenant Caspar Serra wurde heute ins Hospiz gebracht. Er hat mehr als zehn Einschusslöcher von Gewehrkugeln in seinem Körper und lebt immer noch! Caspar ist ein großer, kräftiger Bulle von einem Mann. Er ist Korse und genauso sieht er auch aus. Er lag ganz stolz auf seinem Bett und nannte mich Mademoiselle, als ich ans Bett trat. «Wusstest du, dass euer Kaiser aus demselben Dorf stammte wie ich? Es ist wahr, mein Urgroßvater hat seine Familie gekannt.» Mir fiel tatsächlich nichts Dümmeres ein als zu fragen: «Werden Sie auch Kaiser?» Er lachte und hustete Blut. Ich, dummes Schaf! Aber er nahm es ohne zu zucken hin. Eine Stunde später ging ich wieder an seinem Bett vorbei. Jemand hatte ihm bereits das Leinentuch über das Gesicht gezogen. Ich halte dieses Sterben nicht mehr lange aus!

2. Februar 1917: Frederic Catilleaux hat mir heute Avancen gemacht. Natürlich weiß der arme Mann, dass er sterben muss. Eine Leber ist ihm zerschossen. Aber ich ging seinetwegen auf das Spiel ein, aber nicht, ohne die Distanz zu wahren. Er ist ein guter Kerl, und wenn er nicht zum Sterben verurteilt wäre, wenn er tatsächlich überleben würde, wer weiß? Aber diese Gedanken sind verboten. Verboten!

6. Februar 1917: Frederics Mutter kam ihn heute besuchen. Was für eine Madame! Die Haare allein mussten die gesamte Bourgeoisie empören. Sie ist eine unglaublich schöne Frau. Nie in meinem Leben habe ich so eine schöne Frau gesehen. Sie weinte, als sie Frederic sah, und sie heulte, als sie mit dem Arzt sprach. Und dann bedankte sie sich bei mir für meine Hilfe! Ich wollte, ich könnte mehr tun. Ich will es so sehr und weiß doch, dass ich es nicht kann. Das Herz ist mir schwer. So schwer!

9. Februar 1917: Frederic ist tot!

10. Februar 1917: Ein Bote kam, um Frederics Sachen abzuholen. Er hatte einen Brief für mich dabei. Mme Scheherazade bedankte sich vollen Herzens bei mir für meine Hilfe an ihrem Sohn Frederic und bat mich, sie zu besuchen.

14. Februar 1917: Ich war heute im Scheherazade bei Frederics Mutter, die hier ebenso genannt wird. Eigentlich heißt sie Ophelia Catilleaux. Es war ein Bordell! Aber nicht eine billige Absteige, sondern ein Palast mit so vielen schönen Mädchen, dass ich mich genierte. Madame bot mir an, für sie zu arbeiten. Nicht als Mädchen, sondern nur für sie. Ich dürfte aber nur kommen, wenn ich nie etwas mit einem der Männer anfangen würde.

Ich habe ohne zu überlegen zugestimmt.

Scheherazade

Wo soll ich nur anfangen. Das Scheherazade.

Das Scheherazade war kein Bordell. Mitten in Paris in der Nähe der Église Saint-Marie gelegen, bot das fünfstöckige Haus Scheherazade den Besucherinnen (ja, auch das gab es) Lustbarkeiten aller Art. Keine der Frauen, die dort verkehrten, war zu irgendetwas gezwungen. Es gab keine Zuhälter wie in den heutigen Bordellen Chicagos. Die Frauen waren frei, zu kommen und zu gehen, wann sie wollten. Sie bekamen nicht einfach 30 Centimes für eine Dienstbarkeit. Sie bekamen Perlen, große Geschenke und Geldbeträge. Mme Scheherazade erhielt für die Vermietung der Räumlichkeiten ebenfalls Geld und allerhand Geschenke – von den Damen ebenso wie von deren oder ihren Verehrern. Stellt euch die ganzen Künstler vor, die schöne junge Frauen für ihre Bilder suchten. Sie alle kamen früher oder später ins Scheherazade. Zu jener Zeit waren selbst heute so berühmte Maler wie Picasso oder Toulouse-Lautrec da. Picasso sei aber nicht mehr gekommen, seit er diese «russische Ballerina» geheiratet habe, was schade sei, denn «der sei ein wahrer Lebemann gewesen». Aber dafür hatten wir Louis Aragon, den Poeten, und Dutzende anderer Künstler und Politiker, die sich ein Stelldichein mit ihrer Mätresse geben oder sich einfach zum Diskutieren oder Trinken treffen wollten.

Aber von vorne.

Ich traf am Mittwoch, dem 4. März 1917 im Scheherazade ein. In der Linken hielt ich meinen Beutel, der alles enthielt, was ich besaß. Wenige Kleidungsstücke, den Christophorus-Anhänger von Joseph, mein Tagebuch, drei Bücher – ich kann mich trotz all dem Nachdenken nicht erinnern, welche es waren, und auch in meinem Tagebuch dieser Jahre steht nichts davon – sowie Kleinigkeiten der Hygiene. Mit der Rechten klopfte ich schüchtern an die kleine Pforte im Hinterhof, die für die Lieferanten gedacht war. Eine Küchenhilfe, George, wie ich später erfuhr, öffnete mir die Tür und blaffte mich an, was ich denn wollte. Sie würden niemanden suchen und ich solle mich vom Acker machen. Verunsichert wollte ich mich umdrehen, als von drinnen jemand rief, dass ich erwartet wurde. Ich durchquerte eine rauchige und düstere Küche und dann die Räume hinter dem Restaurant. Madame erwarte mich oben, sagte man mir, und ein junges Mädchen begleitete mich eine Treppe hinauf zu einem Salon. Ich wähnte mich in Versailles, und hätte ich es nicht besser gewusst, ich hätte sicher Marie-Antoinette in einem der Diwane sitzen sehen. Aber dort, umringt von vier ausgestafften Dandys, wie man heute wohl sagen würde, saß die Grand Dame, Madame Scheherazade, in einem so wundervoll schönen, aber auch unglaublich aufreizenden Kleid, dass ich vor Scham rot anlief und weg-

sah. Und sie war so schön. Dabei, und das darf man nie vergessen, war sie damals schon achtundfünfzig Jahre alt, also kein junges Küken, das sich da von den Herren den Hof machen ließ.

«Kommen Sie hierher, Miribal. Sie brauchen sich nicht zu fürchten. Diese Herren wissen sich zu benehmen, nicht wahr, Xavier?», fragte sie einen der Männer neckisch und zupfte ihn verspielt an seinem langen Schnurrbart.

Die Vier lachten und schäkerten mit ihr und ich traute mich nicht, näherzutreten. Da stand sie auf, winkte den Herren zu und fasste mich unter dem Arm. «Komm, Mädchen, jetzt, wo ich keinen Sohn mehr habe, will ich dich wie meine Tochter sehen. Claudite!», rief sie mit erstaunlich lauter Stimme, «bring Miribal auf ihr Zimmer und zeige ihr den Schrank mit den Kleidern. Badet sie, frisiert sie, macht sie zur Prinzessin der Scheherazade!» Und mit einer tänzerischen Drehung wandte sie sich um und schritt in den Salon zurück.

Zwei Stunden später, ich war todmüde, gebadet und frisiert – sie hatten extra einen Friseur kommen lassen! – und mit Stoffen bekleidet, wie ich sie noch nie gesehen habe, ließ ich mich rücklings auf das Canapé in meinem Zimmer sinken und stöhnte vor Müdigkeit und Wonne.

Ich arbeitete mich gut ein und die Madame war sehr nett zu mir. Fast alle waren sehr nett zu mir. Viele wunderten sich, dass ich für die Männer tabu war, aber das war mir egal. Ich hatte da meine Ahnung, und die wurde mir von Madame auch bestätigt. Sie wollte nicht, dass ich was mit den Männern hatte, weil sie mich einerseits tatsächlich beschützen wollte, und andererseits hatte das den Vorteil, dass natürlich das Verbotene umso verlockender war. Nun, die anderen Damen dankten es mir, denn nicht wenige Herren kamen wegen mir und nahmen dann mit ihnen «vorlieb».

Nun darf man aber nicht denken, dass im Scheherazade nur um Mädchen gefreit und mit ihnen «herumgemacht» wurde, wie man heute sagt. Ganz und gar nicht! Es war ein Salon, in dem Politiker und Künstler, Wissenschaftler, Philosophen und Literaten verkehrten und oft große Diskussionen um dies oder jenes hatten.

Leider verstand ich oft nicht, worum es ging, und sagte das auch ganz offen. Oh, da kümmerten sich die Herren um mich! Da wurde mir sogar einmal die Woche ein Privatlehrer geschickt. Man stelle sich das vor! Ich bekam Englischunterricht und auch etwas Latein. Geschichte wurde mir vermittelt und ab und zu nahm mich Jacques Rigaut beiseite, trug mir ein Gedicht vor und hielt mich an, ihm die kommende Woche ebenfalls eines vorzutragen. Er war einer dieser Dichter, die dem Dadaismus nahestanden, und so sollte ich ein-

mal ein Gedicht über die Grande Dame verfassen. Was für ein Ansinnen! Ich fand das Gedicht in meinem Tagebuch.

8. Oktober 1917: Herr Rigaut trug mir auf, ein Gedicht über meine Ziehmutter, wie ich sie schon nenne, zu verfassen. Als ob ich das könnte! Er schäkerte mit mir und nannte mich Prinzessin Scheherazade. Aber das machte es auch nicht besser.

*Le temple de la joie
L'intérieur, la mère
dehors la guerre
Et les livres au foyer*

Für mehr hatte ich keine Zeit und zum Gedichteschreiben bin ich offensichtlich ungeeignet. Rigaut war aber gnädig, er nickte mit dem Kopf und wackelte, um mich aufzuheitern, mit den Ohren.

«Geh aus dir raus. Vergiss einfach, was du gelernt hast, und halte dir deinen Kopf für deine Gedanken frei!»

Wir wiederholten das Spiel noch ab und zu und manchmal bekam ich sogar etwas einigermmaßen Brauchbares hin.

Ein außerordentlich interessanter Mann war Luc Benoist. Er war Kunsthistoriker und schrieb viel über Kunst und Symbolismus.

19. Februar 1919: Monsieur Wildenstein ist heute gekommen. Mit ihm dabei waren Picasso, Monsieur Gris und ein sehr lustiger Geselle, den sie alle nur Aciel nannten. Ophelia sagte mir, dass er Forscher und Künstler sei und eigentlich d'Aciei Arbogast heiße. Auf jeden Fall wusste er, wie man lebt. Er lud die drei anderen zu Champagner ein, spendierte Zigarren, und als dann noch weitere Leute dazustießen, wurde ein richtiges Fest daraus. Picasso sang sogar spanische Lieder und Arbogast trug fremdländische Gedichte in einer mir unbekannten Sprache vor. Niemand verstand auch nur ein Wort, aber alle lachten und klatschten und Marguerite Alibert, eine der edelsten Prostituierten in ganz Paris, kam dazu und öffte ihn nach. Wir kreischten vor Lachen und konnten kaum noch aufhören.

4. März 1919: Monsieur Benoist war heute mit seinen Freunden im grünen Salon. Sie baten mich zu sich, und das wollte ich nicht verwehren. Es sind sehr seltsame Leute, sie redeten von Sufis und Ägyptern, von der Symbolik der Pyramiden und vom Untergang der Symbolik in der Kunst.

Auch hatte er sehr seltsame Theorien über die Religionen und den Glauben. Ich war sehr verwirrt und sie schienen es mir anzusehen. Einer, ich weiß den Namen nicht mehr, sagte mir, ich solle nicht verwirrt sein, denn das seien alles nur Spielereien. Da fingen sie alle an zu streiten und zu keifen, bis Ophelia kam und sie zur Ruhe ermahnte.

So ging das tagein, tagaus. Manchmal kam Lily und spielte auf der Harfe und Gina Manès sang dazu oder spielte uns etwas aus einem ihrer Stücke oder Filme vor. Mit besonderer Dankbarkeit denke ich auch noch an Wildenstein zurück. Was für ein Mann! Er war Kunsthändler und kam ab und zu mit seinen Künstlerfreunden.

Herr Arbogast, so nannten wir ihn damals, kam immer wieder vorbei. Manchmal zum Feiern, oft aber saß er im Blauen Salon mit den Wissenschaftlern, meist Historikern oder Archäologen, zusammen. Charles Dubois zum Beispiel, von dem ich unendlich viel über das Römische Reich gelernt habe, saß ab und zu mit Arbogast zusammen.

Ich kann mich noch erinnern, als wäre es gestern gewesen, als Arbogast kam und darum bat, mit seinen Freunden den Salon Royale benutzen zu dürfen. Der Name war bei diesem Salon eher als Scherz gedacht, denn es handelte sich um einen großen Raum im Keller, in dem früher Wein und Ähnliches gelagert wurden. Es sah dort aus wie in einer Kerkerzelle im Tower von London, und irgendwann hat man angefangen, ihn für konspirative Sitzungen oder solche, die den Anschein dazu geben sollten, zu nutzen.

Bei solchen Zusammenkünften sollte nicht gestört werden, und wenn, dann nur von einer Vertrauensperson. An jenem Abend war ich das.

Gegen neun Uhr abends geleitete ich ein gutes Dutzend Männer und Frauen hinunter und brachte ihnen auch das bestellte Essen und die Getränke. Von dem Gesprochenen verstand ich kein Wort. Seit ich im Scheherazade war, habe ich Englisch und Deutsch gelernt. Sogar einige Brocken Russisch, Arabisch und Latein. Das Interessante war, dass ich aus ihrem Gespräch einzelne Worte zu erkennen glaubte, doch die Sätze verstand ich nicht.

Im Versuch, etwas zu verstehen, war ich unhöflich auf dem Weg stehen geblieben und hatte leicht den Kopf geneigt. Stand einfach da und lauschte. Ich erschrak fast zu Tode, als mir Arbogast von hinten auf die Schulter klopfte. «Ich werde es dir erklären, Miribal. Ein anderes Mal.» Und damit war ich aus meinem Dienst entlassen.

Es verging fast ein Monat, bis er wieder im Scheherazade auftauchte. Als er mich sah, lächelte er mich an und winkte mir, ich solle mich zu ihm in den

grünen Salon setzen. Er war recht früh gekommen und der Salon war noch leer, als wir eintraten. Nachdem wir uns hingesetzt hatten, fing er an zu erzählen.

Ich versuche, das Gespräch anhand meiner Erinnerungen und Tagebucheinträge zu rekonstruieren.

«Miribal, weißt du, wo die Schweiz liegt?»

«Ja, das weiß ich.»

«Weißt du, von dort komme ich her, da bin ich aufgewachsen. Die Schweiz ist die Heimat vieler Skandaj, und das bin ich, ein Skandaj, oder wie uns mein Freund Nussquammer nennt, ein Nienetwiler. Wir haben eine ganz eigene Kultur, die sich wirklich stark von der der meisten Menschen unterscheidet.»

«Deshalb die andere Sprache?»

«Deshalb die andere Sprache. Sie gehört zu uns seit Hunderttausenden von Jahren und mehr, denn sie ist sozusagen die Mutter der Sprachen und ebenso ein Kind aller Sprachen.»

«Das verstehe ich nicht.»

«Nun, wir sind Sammler, verstehst du? Wir sammeln Wissen und Fertigkeiten. Wir sammeln alles, was uns hilft, weiterzubestehen. Dazu gehört auch Sprache. Aber wir sind auch ein sehr verspieltes Volk, und wenn jemand etwas sieht und ihm dafür ein guter Name einfällt, dann nennt er es eben so. Und wenn er das Wort bei einem Gespräch benutzt, erklärt er oder sie es, und wenn das gefällt, dann fließt das Wort in die Sprache ein. Und manchmal geht ein Wort wieder verloren und manchmal bleibt es für Jahrhunderte oder Jahrtausende in unserer Sprache.»

«Hast du ein Beispiel?»

«*Ghlotz*. *Ghlotz* ist so ein Wort. Jemand stolperte vor langer Zeit über ein großes Holzstück, das am Boden lag. In der Schweiz nennt man das einen Klotz. Da dachte er, dass er das Wort Klotz, mit glotzen, also schauen, verbinden könnte, um so ein neues Wort zu kreieren. Die Bedeutung des Wortes *ghlotz* ist nun, dass man sich vor Dingen in Acht nehmen sollte, über die man stolpern könnte. Das muss nicht etwas sein, das auf dem Boden liegt, es kann auch eine Situation sein. Es bedeutet aber auch das Objekt oder die Situation selber. Und der Ausspruch *«den ieho ghlotz»* bedeutet in etwa, *«Das wird eine heikle Angelegenheit werden»*. Verstehst du das?»

«Ja, das ist richtig ouvertut!»

«Es freut mich, wenn dir alles aufgeht. Du bist wirklich eine pfiffige junge Dame, Miribal. Fast hätte ich den Eindruck, dass auch in dir ein wenig Skandaj-Blut fließt.»

Ich gab Herrn Arbogast einen dicken Schmatzer auf die schmalen Wangen, denn ich war einfach glücklich. So vieles, was ich noch nicht wusste und entdecken konnte!

Wir sprachen noch oft miteinander, und ab und zu durfte ich dabei sein, wenn er einen Nienetwiler traf und mit ihm sprach. Der lächelte mich dann meist freundlich an und dann sprachen sie, als ob ich nicht da wäre. Doch mit der Zeit, so schien es mir, kam ich ganz langsam dahinter und konnte mir ab und zu den Sinn eines Satzes erschließen. Dann plapperte ich ganz aufgeregt dazwischen wie ein kleines Mädchen und fragte, ob ich das richtig verstanden hätte. Und wenn ich einigermaßen richtig lag, dann lächelte mir Arbogast zu und bat mich, ihnen noch etwas zu trinken zu holen.

Sprache

Wie schön und aufregend die Zeit im Scheherazade auch war, so einsam fühlte ich mich doch auch. Ein Mädchen von achtzehn Jahren war ich inzwischen und natürlich hatte ich auch Jungs im Kopf. Mehr aber als die jungen Männer interessierte mich das Wissen. Kaum ein Tag verging, an dem ich meine Gefühle der Einsamkeit nicht mit Lesen und Lernen erstickte. Gespräche mit Huren und Schauspielerinnen, Wissenschaftlern (und ganz selten Wissenschaftlerinnen) halfen mir über meine Zeit des Erwachsenwerdens, und wenn es nicht anders ging, heulte ich mich bei irgendjemandem aus. Das Jahr 1920 verging schnell. Ich lernte, was ich neben meiner Arbeit für Ophelia lernen konnte. Ein Bekannter von Ophelia und Aciel kam ab und zu vorbei und brachte mir ein Buch. Nicht selten waren es Sprachbücher für Reisende in die Kolonien. Französisch-Arabisches Wörterbuch. Sogar Französisch-Bantu und Französisch-Vietnamesisch waren dabei. Ab und zu waren es auch Romane oder Gedichtbände, manche auf Griechisch oder Russisch, und einmal hat er mir einen ganzen Band Ovid in Latein vorbeigebracht! Aciel war in diesem Jahr auf einer Forschungsreise in Italien, sodass ich ihn nur im Frühling und im Herbst kurz sehen konnte, aber er war so mit seiner Forschung beschäftigt, dass er kaum Zeit hatte.

Als er dann irgendwann im März 1921 wieder Zeit für mich fand, trafen wir uns in der «Bibliothek». Die Bibliothek war wie alle Räume in den unteren zwei Stockwerken des Scheherazade hoch und mit viel schönem Stuck an der Decke. An zwei Wänden waren hohe Regale angebracht, die bis zur Decke vollgestopft mit Büchern waren. Eine Ordnung gab es nicht, denn auch alle Gäste hatten Zutritt zu den Büchern, und ganz einfach niemand stellte ein Buch dorthin zu-

rück, wo er es genommen hatte. Meine anfänglichen Versuche, etwas Struktur in die aberhunderten Bücher zu bringen, gab ich schnell wieder auf.

Es war ein wundervoller Raum, denn die meisten Bücher waren Geschenke von Schriftstellerinnen und Schriftstellern aus der halben Welt. Auch alte Bücher, wie etwa mehrere Bände von Balzac, gab es hier. Viele wurden als Bezahlung für Schulden überlassen, oder blieben, nachdem jemand im Salon gelesen hatte, einfach liegen. Da so eine große Unordnung herrschte, fand natürlich niemand auf Anhieb das Buch, das er gerade suchte, um zum Beispiel ein Argument in einer Diskussion zu untermauern. Und so standen oft mehrere Gäste in der Bibliothek vor den Regalen, redeten miteinander und ab und zu hörte man, «ist das das Buch, das Sie suchen, Monsieur?»

Einzig in zwei Regalen herrschte absolute Ordnung, nämlich bei den erwähnten Sprachführern und anderen Büchern, in denen es um Sprache ging. Denn diese nahm ich immer wieder zur Hand und stellte sie natürlich auch wieder ordentlich hin.

Vor den großen Fenstern gegenüber einem der Regale setzten sich Aciel und ich in die etwas ausgesessenen Sessel. «Du hast viel gelernt, hat mir Guillelte gesagt.» Guillelte war der Privatlehrer, der noch immer ab und zu vorbeikam, um mir Englisch, Geschichte und Geografie beizubringen. «Guillelte übertreibt. Ich habe ja fast keine Zeit neben der Arbeit.» «Ich bin sicher, dass er nicht übertreibt, denn Ophelia beklagte sich schon, dass du zu viel lernst und zu wenig lebst.» Ich lachte, denn ich wusste, dass er log. Ophelia hätte sich niemals darüber beklagt, dass ich zu viel lerne. «Tu, was du tun musst, Miribal. Wenn du keine jungen Männer treffen willst und stattdessen lernst, ist das besser als jung, verheiratet und ungebildet mit einem Kind von irgendeinem Bohème schwanger zu gehen!»

«Alaju interessiert dich noch immer?», fragte er mich verschmitzt. «Oh ja, ich möchte so gerne mehr darüber erfahren, aber ich konnte nirgends einen Dictionnaire auftreiben, auch in der großen Stadtbibliothek nicht.»

Da sah ich seinen Kopf rot werden und er prustete ganz in seiner Art los, lachte, zeigte mit dem Finger auf mich und kugelte sich, bis er zu husten anfang.

«Oh Miribal, entschuldige, ich lache nicht über dich, doch ja auch, aber das ist so, so lustig!»

Tatsächlich war ich nun ein ganz wenig wütend. Was lachte er über mich?

«Habe ich etwas Dummes gesagt?»

«Nein, Miribal, nicht im Geringsten. Aber siehst du, es kann in der Art, wie du es erwartest, kein Wörterbuch für das Alaju geben. Denn einerseits lebt Ala-

ju und verändert sich stetig, ganz wie wir es auch tun. Dazu kommt, dass Alaju nicht nur dazu da ist, etwas zu benennen oder zu erklären. Alaju transportiert die ganze Kultur und Philosophie der Nienetwiler mit. Und aus diesem Grund möchte ich mit dir dieses Mal nicht über die Sprache sprechen, sondern über die Nienetwiler Kultur, über Philosophie und über die wirklich wichtigen Dinge, die es zu verstehen gibt. Ich werde das alles an einem einzigen Alaju-Wort tun, und damit wirst du genug zum Nachdenken haben, bis ich wieder zurückkomme.»

«Wo geht Ihr denn hin?»

«Forschungsreise», sagte er nur. «Aber dazwischen haben wir noch etwas Zeit. Weißt du, was dazwischen ist, Miribal?»

Ich war verwirrt. Natürlich wusste ich, was «dazwischen» bedeutet, aber wenn er das fragte, musste ich davon ausgehen, dass er etwas ganz anderes meinte.

«Meinst du entre?»

«Genau das. Es stammt aus dem Lateinischen *inter* und meint eigentlich das Etwas, das sich zwischen mindestens zwei Objekten, Orten, Räumen oder Punkten befindet. Das Alaju-Wort dafür heißt *ar* und bedeutet umgangssprachlich ebenfalls dazwischen, meint aber eigentlich, dass etwas oder jemand in Beziehung zueinander ist. Verstehst du den Unterschied?»

«*Inter* scheint mir passiv, *ar* aktiv zu sein.»

«So ist es. Und damit habe ich dir alles gesagt, was du wissen musst, um Alaju, die Skandaj und in gewisser Weise die ganze Welt verstehen zu lernen. Für mich geht es nun ab in den Norden. Ich werde gegen Ende des Jahres wieder hier sein, aber leider wird mir nicht viel Zeit bleiben, denn über den Winter werde ich nach Wien und Bratislava fahren. Aber, Prinzessin, du wirst von einer Freundin von mir Besuch erhalten. Sie ist ebenfalls eine Skandaj und im Gegensatz zu mir lebt sie auch wie eine.»

Kurz darauf fuhr er auch schon ab. Wir begleiteten ihn noch zum Gare Saint-Lazare, wo er in den Zug nach Le Havre stieg, und schon war er weg. Ich konnte es kaum erwarten, die Skandaj-Frau kennenzulernen, und verbrachte die nächsten drei Monate in steter Erwartung.

26. Juni 1921: Dienstag. Wir mussten den Salon für Umbauarbeiten die ganze Woche schließen und ich machte mir heute Sorgen, ob mich denn die Skandaj finden würde, wenn sie heute käme. Doch meine Sorge war unbegründet. Nach dem Mittag habe ich mich hingelegt und um zwei Uhr klopfte es an meiner Kammer. Ich war ganz schlaftrunken, als ich die Türe öffnete und eine ältere, einfach gekleidete Frau vor mir stand.

«Prinzessin Miribal?», hat sie tatsächlich gefragt und ich war ganz verlegen, musste aber lachen, weil ich sofort wusste, dass das nur von Aciel kommen konnte. Ich weiß nur noch, dass ich ihr sagte, dass ich keine Prinzessin sei, und da waren wir auch schon im Square du Temple. Ich bin zu müde, um mich zu erinnern, was wir alles besprochen haben. Es war so viel!

Heute, nach all den vielen Jahren, kann ich mich erinnern, als wäre es gestern gewesen. Es war ein recht schwüler Tag und ich kann mich erinnern, dass ich nicht nur deshalb schwitzende Hände hatte.

«Also frag», sagte sie schlicht.

«Was ist die Nienetwiler Kultur?»

«Stell dir vor, es gäbe eine Kultur, nicht irgendwo auf der Welt, sondern zwischen den Dingen, Gedanken und Begegnungen, eine Kultur, die nicht durch Abstammung oder Religion entsteht, sondern durch Aufmerksamkeit. Diese Kultur trägt den Namen Nienetwil. Sie fragt: Was entsteht, wenn wir die Welt nicht als Sammlung von Objekten betrachten, sondern als Gewebe von Beziehungen? Was passiert, wenn wir nicht vom ›Ich denke‹ ausgehen – sondern vom ›Wie handeln miteinander‹? Die, die sich Nienetwiler nennen, erzählen die Geschichte des Lebens nicht als Besitzgeschichte oder Geschichte des Erreichens, oder Geschichte der Ereignisse. Nienetwiler erzählen Beziehungsgeschichten. Geschichten zwischen Menschen. Geschichten zwischen Menschen und Dingen, Werkzeugen, der Natur, der Umwelt. Nienetwiler erzählen eine Geschichte der Beziehungen miteinander und des gemeinsamen Handelns aller, die an etwas beteiligt sind. Die miteinander Sinn schaffen.»

Heute verstehe ich das, aber damals bin ich einfach verlegen rot angelaufen und habe sie mit offenem Mund angestarrt.

9. August 1921: Dienstag. Heute war im Scheherazade viel los, und ich bin so müde, dass ich kaum den Bleistift halten kann. Am Samstag lud mich Anamun – ich habe ihren Namen vorher noch gar nicht erwähnt! – zu einem Treffen von Skandaj ein. Man würde mich am Sonntagmittag abholen. Und so war es und den ganzen Sonntag und Montag habe ich wie in einem Traum verbracht und den heutigen Tag so viel gearbeitet, dass ich nicht darüber nachdenken konnte, was alles geschehen ist. Ich werde das nachholen müssen.

Das tat ich auch und bin heute sehr froh darüber, denn das Erlebte hat mein Leben verändert. In den Tagen darauf nahm ich mir immer wieder Zeit, alles aufzuschreiben, und heute, da ich weiß, dass meine Geschichte so eng mit der

der Nienetwiler Forschung und den Skandaj verflochten ist, ist es umso wichtiger, das Erfahrene zu teilen.

Aus meinen Aufzeichnungen: *Die Skandaj haben keinerlei Hierarchie. Sie haben, so erfuhr ich, nicht einmal ein Wort dafür. So sehen sie auch keinen Unterschied zwischen Mann und Frau, zwischen Knaben und Mädchen. Das Erstaunlichste aber ist, dass sie grundsätzlich alles als gleichberechtigt ansehen, egal ob Mensch, Tier, Pflanze oder Ding. «Wenn ich aus diesem Becher trinke, sagte einer der Skandaj – den Namen habe ich leider nicht notiert –, ist er mir dann nicht gleichgestellt? Wer würde den Wein zusammenhalten, wenn nicht er? Und ist der Wein nicht ebenso Teil der Sammlung? Denn was wollte ich mit einem leeren Becher? Und ich, bin ich nicht auch Teil davon? Denn was wollte der Wein in einem Becher, wenn ich ihn nicht tränke?»*

Ich bin nicht sicher, ob ich alles richtig verstanden habe, aber ich finde das eine faszinierende Haltung – Dinge sind Partner im Handeln und erst durch sie bekommt das, was man tut, Sinn.

«Ja, Miribal», sagte Anamun zu mir, «in der Nienetwiler Kultur denken wir, dass alles mit allem verbunden ist oder im rechten Augenblick verbunden sein könnte. Sobald wir gemeinsam etwas tun, erschaffen wir eine Sammlung, gadho, wie wir das nennen, in der alle gleichermaßen daran beteiligt sind.»

Damit Dinge sprechen können, werden sie befragt. Das Befragen ist aber, so wie ich es verstanden habe, nicht etwa ein Gespräch, sondern es ist damit gemeint, dass zum Beispiel ein bestimmtes Werkzeug geschaffen wird, damit man etwa aus einem Baum ein Boot machen kann. Der, der das macht, ist dann der Fürsprecher für den Baum, denn ohne ihn könnte der Baum nicht zeigen, dass er das Potenzial hat, Boot zu sein.

In der Nienetwiler Kultur gibt es auch keine Arbeit, sie haben auch dafür kein Wort (offenbar geben sie dem, was sie nicht mögen, einfach kein Wort?). Nun ist es aber ganz und gar nicht so, dass sie nichts tun würden, aber sie verstehen unser auf Entlohnung und Ausbeutung aufgebautes System der Arbeit nicht. Sie haben ja keine Hierarchie, wie sollten sie das also verstehen? «Ihr seid also Kommunisten?», habe ich gefragt, und da haben alle gelacht, und Anamun hat gesagt, dass das ganz sicher nicht der Fall wäre, denn auch der Kommunismus sei ja ein politisches System der Ausbeutung und Hierarchie.

Nachdem mich ein junger Mann und eine Frau mit einer offenen Kutsche abgeholt hatten, fuhren wir damit zur Pont de Neuilly, wo wir in ein kleines Schiffeinstiegen. Es hatte ein Segel und war, wie mir schien, nicht mehr das Jüngste. Mit diesem Schiff fuhren wir etwa drei Stunden, bis wir irgendwo im Nordwesten von Paris an einem Wald ankerten.

1923 empfing mich mit einem Monat, in dem ich krank im Bett lag. Irgendjemand, ich weiß nicht mehr, wer, dachte wohl, dass er mir etwas Gutes tat und ließ mir Marcel Prousts «À l'ombre des jeunes» zukommen, und irgendein an-

derer Besucher, der das Buch sah, meinte dann, dass er mich mit Prousts «Sodomie et Gomorrhe», das in Paris seit dem Herbst angepriesen wurde, erfreuen könnte. Nicht dass ich Prousts Witz und Wortreichtum nicht gemocht hätte, aber ich war eine junge Frau von einundzwanzig Jahren! Also legte ich die Bücher beiseite und schlief. Ich schlief einen Monat lang, und als ich endlich wieder gesund und auf den Beinen war, fragte ich zuallererst nach Arbogast. Ich hatte viel nachgedacht über die Gespräche, die wir in den vergangenen drei Jahren geführt hatten. Gespräche über Politik und Archäologie, über die Geschichte und die Philosophie, und immer wieder Gespräche über ihre Sprache, das Alaju. Sie interessierte mich am meisten. Es war mir inzwischen klar, dass unser Französisch nicht immer so gewesen war, nicht immer so geklungen hatte, wie es in dieser Zeit gesprochen wurde. Ich war manchmal in der Straße der Metzger oder Tuchhändler, um ihnen zuzuhören, wenn sie in ihrem eigenen Dialekt sprachen, der, ganz wie es mir Arbogast über die Skandaj erzählt hatte, durchsetzt war von fremden Wörtern aus Deutschland, Belgien, Holland, Italien, dem Bretonischen oder Occitane, Spanisch oder gar Arabisch. Ich hätte ihnen ewig zuhören können und alles in mich aufgenommen, was ich hörte.

Ich wusste, dass Sprache etwas Lebendiges, ja Fantastisches war, das weit mehr zu bieten hatte als das Französisch von Proust.

Was mir Arbogast über die Entstehung der Sprachen und ihren Einfluss auf jene, die sie sprechen, erzählt hatte, ließ mich nicht mehr los. So war es kein Wunder, dass es mich nach mehr verlangte.

Ophelia sagte mir, dass er seit Längerem nicht mehr hier gewesen sei und sich, wie es hieß, in seinem Atelier verkrochen habe.

Also bat ich darum, ihn besuchen zu dürfen, und als sie es mir gestattete, packte ich eine Flasche Wein, eine große Wurst, Weißbrot und, als besonderes Geschenk, eine Tafel feinster Schokolade ein und machte mich auf zu seinem Atelier.

Das schmale Haus befand sich, ganz «unkünstlerisch», in einer Mansarde an der Rue de Sommerard. Der Concierge ließ mich hochgehen. Ich konnte mich des Gefühls nicht erwehren, dass mein Besuch viel Gerede im Haus zur Folge hätte.

Schüchtern klopfte ich an seine Tür. Arbogast machte auf und schaute mich etwas erstaunt an. «Was machst du denn hier, Prinzessin?» Der Kosename «Prinzessin» schien nun also ganz und gar und überall meinen wirklichen Namen ersetzt zu haben.

«Miribal, Monsieur Arbogast, bitte nennen Sie mich Miribal.»

«Dann nennst du mich Aciel», entgegnete er etwas unwirsch. Er schien seinen Tonfall bemerkt zu haben und sagte versöhnlich: «Was führt dich zu mir, Miribal? Du willst doch nicht etwa den noch nicht bezahlten Champagner eintreiben?»

«Aber nein ... Aciel ... Ich bin hier, um zu lernen. Alles über Sprachen möchte ich lernen, alles, was Sie wissen, möchte ich auch wissen!»

«Oh!» Er zog die Augenbrauen hoch und sein schmales Gesicht wirkte erstaunt und traurig zugleich.

«Dann wird das wohl ein längerer Besuch.» Er lächelte, öffnete die Tür und ließ mich eintreten.

In der Mansarde herrschte ein einziges Chaos. An einer Wand stand eine Staffelei mit eingespanntem Bild, irgendetwas Abstraktes, wie es Pablo hätte malen können. Überall standen Bücher auf dem Boden, zu hohen, schiefen Türmen aufgestapelt. Ein Schreibtisch war über und über mit Papieren und noch mehr Büchern vollgestellt, die nur wenig Platz für eine Schreibmaschine, eine dieser nigelnagelneuen Remington Portables, freiließ. Sein Bett war ungemacht, der Schrank stand offen, wohl weil er ob der überquellenden Fülle an verschiedenen Kleidungsstücken nicht mehr zu schließen war. Auf dem Tisch beim Fenster standen Weinflaschen und vor dem Fenster pickte eine Taube an irgendetwas herum, das er dort hingestellt hatte. Verschiedene Masken, Bilder, Landkarten und Notizzettel verdeckten jeden Zentimeter der Wände und sogar der schrägen Decke. Hinter und neben der Staffelei standen Dutzende Bilder, Zeichenblöcke, leere Rahmen, kleine Holzkisten voller dieser neuen Blechtuben mit Farbe. Pinsel steckten in Büchsen und Gläsern oder lagen wild verstreut wie gefallene Soldaten in Lachen von eingetrockneter Farbe unter der Staffelei. Im Zimmer roch es leicht nach der Ölfarbe und nach Terpentin, vermischt mit Zigarrenrauch und Kaffee.

Ich war ebenso schockiert wie amüsiert, denn so etwas hatte ich in meinem ganzen Leben nicht gesehen. Staunend stand ich mitten in dem etwa acht mal fünf Meter großen Zimmer, den Korb mit den mitgebrachten Sachen immer noch vor meiner Brust haltend.

«Wie kann ich dir weiterhelfen, Miribal?», fragte Arbogast.

«Oh, ich möchte lernen. Hier, ich habe etwas für Sie mitgebracht.»

Er schaute erst den Korb an und dann mich, schüttelte «tztz» machend den Kopf und nahm mir den Korb ab. «Du weißt, dass das nicht nötig gewesen wäre. Du bist eine Freundin und immer so willkommen wie nur irgendjemand sein könnte. Nun gut, hier sieht es aus, als wären die Goten durchgezogen. Lass mich den Tisch freimachen, dann setzen wir uns.»

Hastig und, wie ich fand, etwas geniert, machte er den Tisch frei und räumte alles in ein Waschbecken und auf den Boden.

Er stellte meine mitgebrachten Sachen auf den Tisch, holte ein Messer und schnitt von der Wurst und vom Brot ab, öffnete den Wein, den er mit einem anerkennenden Nicken offensichtlich für gut befand, und stellte zwei Gläser auf den Tisch.

«Setz dich, Miribal, Prinzessin der Scheherazade, Schülerin des Wortes und Lehrerin der Freundlichkeiten. Lass uns über Sprache sprechen.»

«Weshalb ist die Nienetwiler Sprache anders als die anderen?»

«Nun, eigentlich einfach, weil unser Volk anders ist als die anderen Menschen. Wir denken anders, Miribal, ich habe dir davon erzählt. Diese Welt ist eine schrecklich komplizierte Welt. Überall lauern Tücken.»

«*Den ieho ghlotz!*», rief ich dazwischen. Er lächelte. «Genau, *ghlotz*, und zwar überall. Weißt du, für vieles, was ihr kennt, haben wir gar keine Worte. Nicht, dass wir sie uns nicht aneignen könnten, aber wir wollen einfach nicht. Sie sind schrecklich, unmenschlich und grauenerregend. Arbeit zum Beispiel, oder Krieg, Gewinn oder Untergebener. All das kennen wir in unserer Kultur nicht, und wir wollen es auch nicht lernen. Unsere Sprache gibt wieder, was wir sind: friedfertige, wissbegierige Menschen, die versuchen, in einer Welt zu überleben, die uns nicht haben will. Unsere Sprache ist ein Abbild von dem, was wir sind: umherziehende, sammelnde Leute. Doch ich habe dir über unsere Sprache ja schon viel erzählt. Du kennst vielleicht unser Vokabular nicht, aber du weißt, wie es funktioniert. Die meisten Sprachen zwischen Peking und Madrid und zwischen Oslo und Kapstadt haben sich in den letzten tausend Jahren stark verändert. Nimm das Französische. Einst lebten hier Kelten. In Paris waren das die Pariser und die Stadt hieß damals Lutetia. Sie sprachen einen keltischen Dialekt, der heute nicht mehr gesprochen wird.»

«Ähnlich dem Bretonischen?», fragte ich dazwischen.

«Ja, so ähnlich. Aber auch das Bretonische hat sich seither verändert. Als der römische Feldherr Caesar Gallien, so nannte er das Gebiet Frankreichs damals, eroberte, brachten er und seine Armeen die römische Sprache und Kultur hierher. Die Gallier bekämpften die Römer zuerst, doch mit der Zeit nahmen sie die Sprache und viel von der Kultur und den kulturellen Errungenschaften an. Später wurden die Römer von eindringenden germanischen Stämmen vertrieben und die Menschen nahmen auch von ihnen Kultur und Sprache in sich auf. Aus all dem entstand das Altfranzösische – eine Sprache, die selbst du heute wohl nicht einfach so verstehen würdest. Mit der Zeit veränderte sich das Französische immer mehr. Heute haben die Pariser ihren eigenen Dialekt,

im Süden versucht man noch immer, den Leuten das Occitane auszutreiben, und die Bretonen, nun ja», sagte er lachend, «die Bretonen sind eben Bretonen. Überall gibt es Dialekte, denn die Einflüsse der Römer und Germanen, der Handel und all das haben in den verschiedenen Regionen auch unterschiedliche Eindrücke hinterlassen. Nicht aber bei den Skandaj. Wir haben in unserer Sprache nicht mehr oder weniger Wörter der Römer übernommen als von den Kelten, den Hopi, den Bantu, den Basken oder welches Volk du auch immer nehmen willst. Wir haben gesammelt, was uns als brauchbar erschien, und es unserer Ur-Sprache, dem Alaju, hinzugefügt. Und wenn uns etwas nicht mehr gefiel oder ein schöneres, «volleres» Wort eingebracht wurde, dann haben wir das übernommen.»

«Haben alle Sprachen denn einen gemeinsamen Ursprung?»

«Manche glauben das, aber es ist nicht wahr. Denn auch der Mensch entstammt keiner Familie. Einst gab es viele verschiedene Triebe dieser Pflanze, die heute der Mensch ist. Mit der Zeit hat sich ein Trieb durchgesetzt, aber davor haben sie sich auch vermischt und Wissen und Sprache ausgetauscht. Einige Wissenschaftler sagen, dass alle hier gesprochenen Sprachen vom Indogermanischen kämen, doch sie sind sich selbst nicht einig, denn es gibt Sprachen, etwa das Ungarische oder Finnische oder Baskische, die mit unseren Sprachen nichts gemeinsam haben. Das Alaju ist aber uralte und du findest in jeder Sprache dieser Welt Wörter daraus oder ihre in der Zeit veränderte Abwandlung davon. Daher gehen wir davon aus, dass Alaju eine Ursprache der Menschen war und sie ganz an den Anfang zurückgeht.»

«All das ist so ... so kompliziert, spannend und groß. Ich würde gerne mehr wissen!»

«Das kannst du, Miribal, das kannst du. Doch für heute müssen wir unser Gespräch leider beenden, denn ich habe eine Verabredung und muss mich noch etwas ansehnlicher für die Pariser gestalten.»

Als ich zurück im Scheherazade war, drehte sich mir der Kopf. Ich wusste nun, was ich wollte: Ich wollte mein Leben den Sprachen widmen. Doch wie sollte ich das anstellen?

Alaju

1924, was für ein Jahr. Schon im März schrieb ich in mein Tagebuch: 4. März 1924: *Dieses Jahr ist erst im dritten Monat und schon ist mehr geschehen, als ich das von ganzen Jahren kenne. Im Januar ist Lenin gestorben und die haben eine ganze Stadt nach ihm benannt. Sein Tod wird die Kommunisten nicht aufhalten. Auf der anderen politischen Seite spielen die Italiener mit ihrem Mussolini verrückt. Die Faschisten gewinnen*

in ganz Europa stark an Zuwachs, sogar einige Franzosen fangen schon an, dumm dazuhersprechen.

Heute machte der Schreiber des türkischen Botschafters einen Besuch im Café. Er rief aus: «Mme Scheherazade, die Türkei hat das Kalifat abgeschafft, stellen Sie sich das vor! Jetzt sind Sie die einzige Königin von Rang!»

Das Jahr 1924 brachte mir aber vor allem dank der Olympischen Sommerspiele, die in diesem Jahr in Paris stattfanden, die Möglichkeit, meine sprachlichen Kenntnisse weiter zu verbessern. Zu den Spielen reisten aus der ganzen Welt nicht nur Sportlerinnen und Sportler an, sondern auch alles, was die aufblühende Filmindustrie zu bieten hatte. Auch kamen aus der Politik und aus den verschiedensten Forschungsgebieten Leute nach Paris. Niemand wollte sich dieses Ereignis entgehen lassen und alle wollten die Chance nutzen, möglichst viele bekannte, berühmte (und vor allem berüchtigte) Menschen kennenzulernen. Das Scheherazade war wie der Turm zu Babel und es gab wohl kaum eine Sprache, die hier in der Zeit nicht gesprochen wurde.

Ophelia hatte den Stadtrat dazu bewegen können, in der Zeit der Spiele vor dem Scheherazade ein Café betreiben zu dürfen, was dazu führte, dass wir nun den ganzen Tag, und nicht nur mittags oder abends, Betrieb hatten.

Die Grand Madame Scheherazade und ich wuselten den ganzen Tag von einem Tisch zum anderen, sprachen mit diesen und jenen, schäkerten und plauderten und taten, was wir am besten konnten: Wir machten Leute miteinander bekannt.

Es war wenige Tage nach Beginn der Spiele, an einem wunderschönen Mai-Morgen, als Aciel Arbogast ins Café kam. «Hinten warten zwei Herren. Wir würden gerne den Blauen Salon für uns allein haben. Kannst du das einrichten? Und Miribal. Wir würden uns freuen, wenn du uns Gesellschaft leisten würdest.» «Ich werde sofort das notwendige in die Wege leiten, Aciel.»

Als ich in den Blauen Salon kam, verschlug es mir fast die Sprache, denn dort stand Aciel zusammen mit Mr. Winston Churchill. Churchills Begleiter wurde mir als Arthur Keith vorgestellt, und Churchill meinte lachend, das sei der einzige Mann im ganzen verflixten Commonwealth, der das politische Recht im Königreich kenne. Und Aciel zwinkerte mir zu und sagte: «Und außerdem wirst du keinen Fachmann finden, der mehr über Sanskrit weiß als er.»

Ich versuchte meine Aufregung im Zaum zu halten und führte die drei an einen Tisch.

Ophelia kam nun ebenfalls hinzu, um höchstpersönlich die Getränkebestellung entgegenzunehmen. Die drei Männer standen sofort auf und Churchill nahm artig Ophelias Hand und hauchte einen Kuss darauf.

«Madame Scheherazade, ihr seid noch schöner als bei meinem letzten Besuch.»

«Oh, aber ich bitte Sie, Winston, das war ja noch vor dem Krieg, Sie Charmeur!»

Als wir etwas später wieder nur noch zu viert an einem Tisch vor unseren Getränken saßen, meinte Mr. Churchill zu mir, dass Aciel ihn und «Arthur» extra hierhergebracht habe, um mich kennenzulernen. «Aciel meinte, dass Ihr Euch ganz wunderbar mit den Sprachen, verzeiht meine Ausdrucksweise, mit den Sprachen der Händler, Huren, Diebe und Zigeuner auskennen würdet.»

«Oh, Mr. Churchill, ich habe nur ein gutes Ohr, und die Sprachen interessieren mich. Aber unser Freund Aciel übertreibt, denn ich weiß noch nicht einmal ein klitzekleines bisschen von dem, was ich wissen möchte.»

«Nun, Aciel übertreibt zwar gerne, aber wenn er mir jemanden vorstellen möchte, dann hat er auch ganz sicher einen Hintergedanken. Was also, junge Dame, könnte Aciel meinen, das mir bei einem Treffen mit euch von Nutzen sein könnte?»

«Das weiß ich nun wirklich nicht, Sir, ganz bestimmt kann ich Ihnen niemals von Nutzen sein!»

«Glaube mir, Winnie», mischte sich Aciel ein, «sie wird dir von Nutzen sein, aber noch nicht jetzt. Ich wollte euch nur bekannt machen, damit, wenn die Zeit da ist, du, Mr. Keith und sie zur rechten Zeit zusammenarbeiten könnt.»

«Ach du wieder mit deiner Geheimniskrämerei!», rief Churchill aus, und dann lachten sie, und Mr. Keith schaute verwirrt zu mir hoch.

«Wenn Sie erlauben, Mr. Keith, und Sie einmal Zeit haben, würde ich gerne etwas über Sanskrit erfahren. Ich konnte erst wenig darüber lesen.»

«Ihr offensichtlich sehr wohlwollender und umtriebiger Freund, Mr. Arbogast, hat mich bereits gebeten, uns zu unterhalten. Ich erwarte Sie gerne morgen Vormittag im Ritz. Und für Ihren charmanten schottischen Akzent, den Sie für mich an den Tag gelegt haben, bedanke ich mich. Üben Sie noch etwas das ch und das r, dann klappt das beim nächsten Mal ganz wunderbar.»

Am nächsten Tag fand ich mich am Morgen im Ritz ein und wurde bereits von Aciel und Mr. Keith erwartet. Das Ritz war und ist ein riesiges Hotel, das mir wie ein Palast erschien. Doch es war kein Ort, wo man miteinander in Ruhe sprechen konnte. So gingen wir raus und in ein Café gleich an der Ecke Rue

Voltaire und Rue Rateau, setzten uns in den Garten und genossen einige Minuten schweigend den Frühlingsmorgen.

Mitten in die Stille sagte Keith: «Das können Sie nicht ernst meinen, dass das alles an Grammatik ist, dass das Alaju hat!»

«Und weshalb sollte das nicht gehen?»

«Das ist doch nur eine Aneinanderreihung von Wörtern!»

«Sie sind nicht umsonst Professor, Professor», witzelte Arbogast ernst.

«Das hilft mir aber bei meinen Sanskritstudien auch nicht weiter.»

So stritten die beiden hin und her und ich verstand nur ganz langsam, worum es tatsächlich ging. Scheinbar waren die Wörter aus dem Sanskrit, von gleichem Ursprung wie unsere heutigen westlichen Sprachen, zwar eine Bedeutung hatten – zum Beispiel in den Veden – und auch so niedergelegt waren, gleichzeitig aber scheinbar auch etwas anderes bedeuten konnten. Also ganz so, wie mir das Arbogast über das Alaju erklärt hatte. Und der Satz, den er da ausgesprochen hatte, schien auch tatsächlich von da her zu kommen oder umgekehrt.

Ich hing meinen Gedanken nach und merkte gar nicht, dass mich die beiden inzwischen anschauten.

«Was meinst du dazu, Miribal?», fragte mich Aciel.

«Ich? Wozu?»

«Darüber, ob die Sprachen und die Wörter, die wir benutzen, tatsächlich die Möglichkeit bieten, uns auszudrücken.»

«Da wir ja jetzt gerade eine präzise Unterhaltung führen, scheint es

möglich zu sein. Vielleicht ist in dieser komplexen Welt eine klare Definition der Wörter tatsächlich notwendig. Ob sie allerdings wirklich dazu in der Lage ist, sich auszudrücken, bezweifle ich. Allein wenn ich das Wort Französisch, als Bezeichnung für meine Muttersprache, mit dem Wort vergleiche, das Sie Ihrer Sprache geben, also Alaju, dann wird klar, wie langweilig unsere Sprache ist. Während mein Begriff einfach klar macht, dass dies die Sprache der Franzosen ist, wandelt *Alaju* seine Bedeutung je nachdem, wie und von wem es verwendet wird. Nein, die modernen Sprachen können das nur sehr begrenzt und ich verstehe Sie, Mr. Keith, dass Sie die alten Sprachen so faszinieren, denn auch wenn Sie heute nicht viel über Sanskrit gesprochen haben, ist mir, glaube ich, klar geworden, dass fast alle hier gesprochenen Sprachen mit dem Sanskrit verwandt sind.»

Wir sprachen noch bis zum Mittag. Ich musste mich beeilen, denn ich musste im Scheherazade helfen.

Aciel sah ich bereits nach wenigen Tagen wieder, Mr. Keith jedoch erst zehn Jahre später.

Links und rechts

Ach, die Jahre verflogen nur so. Nach den Olympischen Spielen und einem ganz und gar verrückten Jahr 1924 folgte ein weiteres. Und die Menschheit, die von einem sich immer schneller drehenden Karussell an den Abgrund der Zeitgeschichte gedrängt wurde, tröstete sich mit ausgelassenem Feiern. Von den Grammophonen klang der Swing, man tanzte den Charleston und versuchte zu vergessen, dass das alles so nicht weitergehen konnte. In den Armenvierteln der Städte rebellierten die Arbeiter, unterstützt entweder von den Kommunisten oder von den Faschisten, die einen mit der «roten Bibel», die anderen mit nationalistischen Flugblättern.

Wir alle spürten, dass sich da etwas zusammenbraute, das uns in den Abgrund zu reißen drohte, aber der Aufschwung, der technische Fortschritt und die besseren Lebensverhältnisse machten dennoch Hoffnung, dass alles noch einmal gut gehen würde.

Inzwischen war ich auch mit meinen Sprachkenntnissen weitergekommen und wurde von Ophelia (und manchen ihrer Gäste) immer öfter als Dolmetscherin beigezogen.

Ich sprach nun fließend Englisch und ein gutes Deutsch, hatte kaum noch Schwierigkeiten mit Russisch und schäkerte mit Mr. Veloncourt, dem Lateinprofessor der Universität von Paris, in Latein, wobei ich zugeben muss, dass es ein grausiges Latein war.

Aciel war seit dem Herbst 1924 auf Reisen und ich hatte ihn seither nicht mehr gesehen.

Als er im Frühling 1927 wieder auftauchte, war er ganz verändert. Er war mager und die Haare waren grau geworden. Und er sah unendlich müde aus. Er kam eines Abends, ohne aufzusehen ins Scheherazade, bei ihm drei Frauen und zwei Männer, die ich noch nie zuvor gesehen hatte. Ich hätte ihn gerne begrüßt, aber sein Gesichtsausdruck verriet mir, dass ich das wohl besser lassen würde. Seltsamerweise kränkte mich das sehr. In mein Tagebuch schrieb ich:

29. Mai, 1927: Aciel war heute hier, aber er hat mich nicht beachtet. Nach all der Zeit, die er nun fort war, hat er mich nicht einmal begrüßt. Er sieht um Jahre gealtert aus, ist ärmlich gekleidet und schlecht frisiert. Ich fürchte, mein Freund hat große Probleme.

Nach diesem Besuch war er wieder für einen Monat verschwunden. Doch das Scheherazade und die Cafés in Paris boten mir genügend Abwechslung –

zum Beispiel die Gesellschaft von Suzanne (Suzanne Crémieux). Was für eine Frau! Die Dame war so rot, dass Lenins rote Bibel dagegen wie eine verblassene Rose aussah. Sie überschüttete mich mit ewig langen Monologen über die Ungerechtigkeiten, die an den Frauen begangen würden. «Sieh dich doch hier einmal um» – dabei machte sie eine das ganze Scheherazade umfassende Geste – «Wie viele Frauen mit Gewicht siehst du denn hier?» Ich deutete auf Mme Shou, die Gattin des chinesischen Botschafters, die draußen im Café saß. Sie war nicht nur gut hundertzwanzig Kilo schwer; es wurde auch gemunkelt, dass sie in der Außenpolitik aus dem Hintergrund mitmischte. Suzanne lachte über die Doppeldeutigkeit. «Na, das ist doch das beste Beispiel, sie ist eine Kommunistin, da gilt das Wort einer Frau wenigstens etwas.» «So? Und wo sind die ganzen Frauen in eurer Partei? Oder in Stalins Stab?» In der Art ging es hin und her. Sie hatte natürlich nicht Unrecht: Das Scheherazade war wie ein Abbild eines Frankreichs früherer Zeiten. Es gab die Königin und ihre Entourage, zu der ich ja auch gehörte – wir verkörperten den Adel. Dann gab es die «Kaste» der Gelehrten und Politiker, die fast ausschließlich aus Männern bestand. Dann die «Kaste» der Künstler, in der es außer einigen Schauspielerinnen, Operettensängerinnen und «Musen» kaum Frauen gab, von denen man hörte.

Die Frauen waren die «Damen», die hierher kamen, um ihre Gesellschaft und manchmal auch ihren Körper zu verkaufen. Und die Frauen waren die, die die Betten und Zimmer sauber hielten, die Blumen an den Tisch brachten oder im Vorzimmer der Toiletten beim Nachfrisieren halfen. Frauen, mit Ausnahme von Ophelia, hatten in diesem Haus kaum etwas zu sagen, waren komplett untervertreten und durften im besten Fall mit einem freundlichen Klaps auf den Hintern rechnen. Dabei musste ich Ophelia noch in Schutz nehmen, denn die Mädchen standen Schlange, um hier Betten machen zu dürfen. Kaum jemand bot so gute Arbeitsbedingungen. Dennoch reichte das Wenige, das sie verdienten, kaum zum Leben. Im Krieg hatten sie uns alle noch gebraucht. Da waren die Männer plötzlich weg und erschossen Deutsche oder wurden selber erschossen. Paris war in den Händen von Frauen, die sich, als der Krieg vorbei war, mit Händen und Füßen dagegen wehrten, dass man ihnen die erlangten Freiheiten wieder nehmen wollte. Es war vergebens. Mit Ausnahme von denen, die wie ich das Glück hatten, in «besseren Kreisen» zu leben – und das taten auch Geneviève und Suzanne – waren die Frauen an ihr Zuhause oder an das Fließband in der Fabrik gebunden. Glücklicherweise noch die, die einen Handwerker zum Mann hatten, der für die Bourgeoisie arbeiten konnte. Aber an den Rändern von Paris oder Marseille schufteten die Frauen für Hungerlöhne oder wurden von ihren Zuhältern oder Männern (oder Vätern) zur Prostitution

gezwungen. An den Universitäten war das Studium für Frauen zwar erlaubt, ganz im Gegensatz zu anderen Ländern, die die Universitäten erst zu öffnen begannen. Aber welche Frau, wenn sie nicht aus wohlhabendem Hause war, hätte sich das leisten können?

Ich hatte Suzanne also nicht wirklich etwas entgegenzusetzen, und so bestanden unsere Diskussionen oft eher darin, sich hochzuschaukeln und eine riesige Wut im Bauch zu haben.

Bei einem solchen Treffen kam Geneviève Tabouis erstmals ins Scheherazade. Sie war eine sehr engagierte Journalistin und kannte wirklich alle, die in der Politik etwas zu sagen hatten. Sie war ebenfalls eine Linke und als sie Suzanne sah, steuerte sie direkt auf uns zu.

Von da an waren wir drei immer wieder zusammen, dicke Freundinnen sozusagen, Geneviève war die Älteste von uns und ich die Jüngste, aber das Alter spielte bei uns keine Rolle.

Einige Monate nach unserem Kennenlernen nahm mich Geneviève beiseite: «Du kennst Arbogast?»

«Ja, wieso fragst du?»

«Was ist das für einer?»

«Wie, warum fragst du mich das? Er ist ein enger Freund von mir.»

«Ach, nur so, ich wollte nur fragen.»

Und dann wechselte sie das Thema.

Das fand ich seltsam. Ich hatte noch nie über Aciel nachgedacht, fiel mir da ein. Er war einfach so da oder nicht da. Er war ein Freund und Freund unserer Freunde. Er war einfach d'Aciei Arbogast. Also ging ich zu Ophelia und fragte nach ihm. «Oh, mon cher, Aciel ist Aciel. Er ist immer auf der Suche, immer am Wirken und am Weben von Netzen. Er ist ein Forscher, Abenteurer und neuerdings auch Diplomat, der, so scheint mir manchmal, mehr Leute kennt als Gott.»

Da ich auch aus dieser Antwort nicht schlau wurde, sprach ich nun Geneviève deswegen an. «Weshalb hast du mich nach Aciel gefragt?» «Er ist suspekt», lautete die trockene Antwort. «Was?» «Suspekt. Keiner weiß, wer oder was er eigentlich ist. Fragst du einen Künstler, dann sagt er dir, 'ah Arbogast, ja, der ist Künstler, kein besonders guter zwar, aber Künstler', fragst du einen Politiker, dann sagt der dir, 'ich weiß nicht, von welcher Partei der ist, aber er kennt wirklich jeden rechtschaffenen Politiker auf dem Planeten', und fragst du einen Handwerker, irgendeinen in Paris, nun, das ist vielleicht übertrieben, trifft es aber fast, dann sagt der 'ja, den Arbogast kenn ich, der hat mir einen Hobel besorgt'. Verstehst du, was ich meine? Jeder kennt ihn, und das beileibe

nicht nur in Paris, doch keiner kennt ihn aus der Gesellschaft der anderen. Es ist einzig mein Glück, dass ich als Journalistin mit den verschiedenen gesellschaftlichen Schichten, wenn du so willst, zu tun habe, sonst würde ich, wie die anderen meiner Kollegen, denken, er sei Journalist!» Sie hatte sich derart echauffiert, dass ihr zierliches Gesicht ganz rot angelaufen war und die Strähnen ihres Bubikopfs an ihrer Stirn klebten. Sie wischte sich die Haare unwirsch aus dem Gesicht. «Verstehst du nun, weshalb ich frage?»

Ich verstand nicht. «Das ist doch nur seine Neugierde und sein Forscherdrang. Er ist offen gegenüber allen Leuten, egal ob aus Politik, Kunst oder Wissenschaft. Er fragt und bekommt Antworten, er hat ein Wissen, das unbeschreiblich ist und das er offen mit allen teilt, die es gebrauchen können. Und weil er überall nach seinem Nienetwil forscht, kommt er auch in allen Gegenden und Ländern mit Menschen zusammen, die er wiederum mit anderen bekannt macht, wenn er denkt, dass es ihnen von Nutzen ist.»

«Das ist möglich, Miri, aber ich habe ihn zusammen mit Faschisten gesehen!»

Es war, als hätte sie mir einen Ziegelstein an die Brust geworfen. «Faschisten? Niemals! Er verachtet sie zutiefst!», rief ich aus.

«Ich habe ihn mit Georg Valois und einem seltsamen Typen aus der Okkultistszene sprechen sehen.»

«Aber das besagt doch gar nichts. Hast du ihn etwa faschistische Reden schwingen hören?»

«Nein, das nicht, aber es ist doch merkwürdig, oder nicht?»

Ja, das war es, und ich musste noch einen ganzen Monat warten, bis ich darauf eine Antwort bekam.

Als ich Aciel beim nächsten Mal sah, wirkte er noch abgerissener als beim letzten Mal. Aber er lachte wenigstens wieder, und als er mich erblickte, winkte er mir zu und küsste mich auf die Wangen. «Miribal, meine Prinzessin. Ich habe dich vermisst!»

Einige Stunden später, als wir das Straßencafé bereits geschlossen und die wenigen noch verbliebenen Gäste in den großen Salon gegangen waren, nahm er mich bei der Hand:

«Setzen wir uns, Miribal.» Wir setzten uns abseits der anderen Gäste an einen kleinen Tisch.

«Du schaust mich seltsam an, Miribal, was ist los?»

«Ich habe seltsame Dinge über dich gehört, dass du mit Faschisten verkehrst und dich die Linken als suspekt bezeichnen. Und ich mache mir Sorgen um dich; du siehst müde und ausgezehrt aus.»

«Oh, Miribal, ich bin müde und ausgezehrt. Ich bin in der halben Welt herumgereist, um die Nienetwiler vor dem zu warnen, das da auf uns zukommt.»

«Und was kommt auf uns zu?»

«Ein Krieg, Miribal. Ein Krieg kommt auf uns zu. Überall steigt der Faschismus empor wie die Gase aus der Kanalisation, und wie diese vergiftet, er das Klima überall. Doch niemand will es wahrhaben. Noch nicht einmal, Winni. Wir Skandaj leben über die halbe Welt verstreut, erst noch mussten viele vor Stalin fliehen, jetzt vor den Faschisten in Italien. Viele sind in die Schweiz gegangen und bauen sich dort eine neue Zukunft auf. Mit den Faschisten habe ich gesprochen, weil ich mehr über ihre Pläne herausfinden wollte, mehr nicht! Und weil ich den einen oder anderen davon überzeugen wollte, dass der Faschismus ein ebenso gefährlicher Holzweg ist wie der Kommunismus. Und ich benötige von Ihnen Sicherheit und Hilfe, damit ich das Erbe der Nienetwiler Kultur in die Schweiz retten kann, bevor es zu spät ist. Ich bin für diese Arbeit nicht gemacht, Miribal. Ich möchte draußen im Garten sitzen und lesen, einen Tisch schreinern oder ein Bild malen. Ich möchte Musik machen oder durch die Landschaft streifen. Stattdessen muss ich mich Menschen überlassen, die nicht verstehen, dass sie einen Irrtum begehen.»

In jener Nacht saßen wir noch lange zusammen und Aciel erzählte mir von all den Treffen mit Wissenschaftlern, Politikern und anderen Leuten, um so viel an archäologischen Fundgütern, an Schriften und anderem in Sicherheit bringen zu können, wie es ging.

Am nächsten Tag schrieb ich in mein Tagebuch:

11. Juli 1927: Aciel war wieder hier und wir haben uns lange unterhalten. Er versucht, das Erbe der Nienetwiler Kultur zu retten. Ach, könnte ich ihm helfen. Die ganze Bürde, die er trägt. Und wie einst sein Vater, der in die Welt gehen musste, um das Böse zu erkunden, muss er sich nun opfern, um seine Kultur zu retten. Es gibt außer Ophelia keinen Menschen, den ich so liebe wie ihn.